

\_\_\_\_\_

## Teil II: **Theorie**







## 2 Von der Macht der Sprache zur Sprachmagie

Ebenso gut könnte dieses Kapitel *Von der Sprachmagie zur Macht der Sprache* heißen. Was hier nachvollzogen werden soll, ist nämlich ein sprachphilosophischer Kreislauf von abbildtheoretischen und „sprachmagischen“ Bedeutungstheorien zur strukturalistischen und poststrukturalistischen Wende in der Sprachphilosophie und schließlich zurück zu sprachmagischen Vorstellungen von einer „Macht der Sprache“, die in Einzelwörtern stecke. Zentral werden bei der Unterscheidung dieser Ansätze also die Fragen sein, wie das Verhältnis von Ausdruck und Bedeutung jeweils konzeptualisiert wird, und – damit verbunden – ob die sprachliche Macht, das Denken zu instruieren (oder gar zu manipulieren), aufseiten der Sprache im Allgemeinen (*langage*), der jeweiligen kontingenten Einzelsprache (*langue*) oder einzelner Ausdrücke und somit auch einzelner Sprachbenutzenden verortet wird (vgl. S. 60, Tabelle 2). Worum es in diesem Kapitel jedoch ausdrücklich nicht gehen soll, ist das emotional verletzende Potenzial einzelner Ausdrücke. Dieses steht außer Frage und wird am Rande in Kapitel 3 behandelt – im Zusammenhang mit der Frage nach der moralischen und affektiven Ablehnung, die Menschen diesen Ausdrücken gegenüber hegen (s. 3.1), sowie mit der politischen Haltung, die mit bestimmten Ausdrücken konventionell assoziiert wird (s. 3.2).

Unfraglich ist auch, dass es einen Unterschied macht, mit welchem Wort auf einen konkreten Sachverhalt in einem bestimmten Kontext (also auf der Mikroebene) referiert wird: Ob in einem bestimmten Kontext auf eine konkrete Person mit *Asylant*, *Flüchtling* oder *Mensch mit Migrationshintergrund* referiert wird, beeinflusst (in z. T. antizipierbarer Weise) die rezipientenseitige Interpretation der so bezeichneten Person,<sup>1</sup> denn die Ausdrücke haben keine deckungsgleichen Bedeutungen. So kann eine Person z. B. durchaus Migrationshintergrund haben, aber nicht geflohen sein, sodass ein Wort dergestalt nicht zum Referenzobjekt passen kann, dass es als „ungenau“, „falsch“ oder „Lüge“ bezeichnet werden kann. Hierbei geht es also um das Verhältnis des aktualisierten Zeichens (*Token*) samt Bedeutung auf der einen Seite zum konkreten Bezeichneten auf der anderen Seite – und das in einem bestimmten Verwendungskontext auf der *parole*-Ebene. Die hier zu untersuchende Dimension ist jedoch die *langue*-Ebene – genauer: das arbiträre und konventionalisierte Verhältnis zwischen Zeichenform und Zeicheninhalt innerhalb des virtuellen Zeichens (*Type*) und abstrahiert von konkreten Verwendungskontexten. Die strittige Frage ist also, ob auf der Makroebene ein

---

<sup>1</sup> Ferner können Bezeichnungsalternativen wie *Asylant*, *Flüchtling*, *Geflüchtete*\*r auch das rezipientenseitige Bild von der sprechenden Person beeinflussen, die mit jeder Bezeichnung ggf. eine je unterschiedliche Sprechereinstellung zum Referenzobjekt ausdrücken kann.



bestimmtes gesamtgesellschaftliches Bild vermittelt würde, wenn z. B. die Wörter *Flüchtling* und *Asylant* aus dem Wortschatz verschwänden und nur noch das Wort *Geflüchtete\*r* verwendet würde. Würde die – unter aktueller Konventionalisierung – positive Konnotation von *Geflüchtete\*r* sich auf alle Menschen übertragen, die mit diesem Ausdruck bezeichnet werden, und gesamtgesellschaftlich ein positiveres Konzept von ›Flüchtling‹ vermitteln? Im umgekehrten Fall: Wenn die Wörter *Geflüchtete\*r* und *Flüchtling* aus dem Wortschatz verschwänden und nur noch das Wort *Asylant* verwendet würde, würde sich dadurch ein negativeres Konzept von ›Flüchtling‹ in der entsprechenden Sprachgemeinschaft etablieren? Oder müsste dies nicht vielmehr schon zuvor der Fall sein, damit sich die negativ konnotierte Bezeichnung überhaupt derart etablieren kann, ohne ihre negative Konnotation zu verlieren? (vgl. zu diesem Beispiel auch Bloching & Felder 2024)

Die Frage nach einer sprachlich vermittelten Weltsicht ist für das Thema der kulturellen Sprachkämpfe und sprachlichen Kulturkämpfe deshalb von hervorgehobener Relevanz, weil sie entscheidende Implikationen für die sprachliche Veränderlichkeit der Kultur (als kollektive Weltsicht) hat: Wenn die Sprache überhaupt (*langage*) eine erkenntnisstiftende und instruktive Macht hat – oder besser: ist –, dann ist die Position der Sprechenden ihr gegenüber eine diffuse bis machtlose. Wenn divergierende Einzelsprachen eine je entsprechende divergierende Weltsicht determinieren, folgt daraus nicht nur, dass das Erlernen einer neuen Sprache auf individueller Ebene eine neue Weltsicht offenbart, sondern auch, dass eine forcierte Veränderung der Sprache in eine gewisse Richtung eine entsprechende und somit antizipierbare Veränderung der Weltsicht der gesamten Sprachgemeinschaft unweigerlich nach sich zieht. Wenn schon einzelne Ausdrücke für sich genommen eine Macht ausüben, können Sprechende sich diese beim Sprechen aneignen bzw. durch Wortverbote einander eben daran hindern. Sprachreformierende könnten in einem dergestalt mechanistischen Sprachverständnis ein kalkuliertes *Social Engineering* (vgl. McCloskey 1991) betreiben, indem sie mit dem Werkzeug der Sprache die Maschine der Gesellschaft neu programmierten. Letztere Vorstellung soll hier als *Sprachmagie* verstanden werden.

Tereick (2009) fasst unter „Sprachmagie“ recht allgemein die Vorstellung, „dass Sprache bestimmte Vorstellungen, Gedanken oder sogar Sachverhalte evozieren kann“ (ebd.: 388). Diese erste Charakterisierung muss in ihrer Pauschalität zurückgewiesen werden. Dennoch sollen Aspekte der Sprachmagie übernommen werden, jedoch – im Hinblick auf die grundlegende Fragestellung – insbesondere für solche metasprachlichen Einstellungen, die derartige Vorstellungen auf die lexikalische Ebene beziehen. In der vorliegenden Arbeit beschreibt der Terminus der *Sprachmagie* also die Vorstellung, dass einzelne Ausdrucksformen (Signifikanten) kontextunabhängig und zuverlässig vorhersagbar komplexe Konzeptualisierungen als „ihr“ Signifikat in die Köpfe aller Rezipierenden übertragen. Damit



soll keineswegs die Idee verworfen werden, dass einzelne Wörter durchaus individuelle Gedanken anregen. Als sprachmagisch gilt eine metasprachliche Äußerung vielmehr graduell in dem Maße, in dem sie den Zusammenhang von Wortform und dem aufgerufenen Gedanken als kontextunabhängige, fixierte und vorhersehbare Eigenschaft des Wortes selbst verstehen, und in dem Maße, in dem sie entsprechend die Rezipierenden einer Wortform als passive Projektionsfläche dieser fixierten Wortbedeutung verstehen. Felder spricht in ähnlichen Zusammenhängen auch kritisch von einer „mechanistische[n] Auffassung von Sprache“ (Felder 2003: 59) bzw. von „Wortobjektivismus“ (Felder 2022a: 197) und auch Rossi-Landi (1974: 50) übt bspw. „Kritik an der philosophischen Suche nach einem Wort, das die »Wunderkraft« haben soll, Sprache und Denken wieder mit dem wirklichen Leben zu verbinden“.

Aufgrund des im wissenschaftlichen Kontext wohl negativ konnotierten Labels *Magie* muss an dieser Stelle vorausgeschickt werden, dass mit Sprachmagie keineswegs ein individuelles Unvermögen o. Ä. beschrieben werden soll, sondern dass sie beim Sprechen und sprachlichen Denken über Sprache ganz und gar unvermeidbar ist. So ist etwa auch die konventionelle linguistische Fachsprache voll von etablierten Metaphern, die z. B. Bedeutung als gleichsam metaphysischen *Inhalt* von Zeichenformen beschreiben (vgl. die sprachliche Container-Metapher bei Lakoff & Johnson 2003: 127) oder als etwas, das von Morphemen *getragen* werden könne. So liegt es in der Natur der Sache, dass beim Nachdenken und Sprechen über Sprache Metaphern bedient werden, die der Komplexität der Sache an anderer Stelle nicht gerecht zu werden scheinen. Gleichsam ist auch das magische Denken keineswegs als Ausnahmeerscheinung, sondern mit Marcel Mauss (1977/1902) vielmehr als anthropologische Grundkonstante zu betrachten. So beobachtet etwa auch Stoellger (2012: 100) einen ganz anderen magischen Glauben an die Macht von Wörtern, der dem hier beschriebenen geradezu konträr gegenübersteht: „Bis an die Grenzen der Magie reicht die Auffassung, im Sagen des Problems werde es auf Distanz gebracht, erkannt, gar beherrscht und damit fast geheilt“. Entscheidend ist jedoch, die Metaphern im Denken und im Sprechen über Sprache zu reflektieren und aufzuzeigen, inwiefern das Phänomen ›Bedeutung‹ anders gedacht werden kann denn als intrinsischer „Inhalt“ einer Wort-„Hülle“. Die zu behandelnde Frage ist also nicht: *Wer denkt und spricht sprachmagisch und wer weiß es „besser“?*, sondern: *In welchen thematischen oder strategischen Zusammenhängen verweisen verschiedenste Akteure auf sprachmagische Vorstellungen?* (s. hierzu auch 3). Die Frage, wie plausibel welche Konzeptionen innerhalb dieses Spektrums an mehr oder weniger sprachmagischen Bedeutungstheorien sind – i. e. welche kognitiv oder epistemisch instruierende Macht einzelne Wörter tatsächlich haben – sei mit der graduell gedachten Kategorie der *Sprachma-*



gie keineswegs verworfen, sondern steht im Gegenteil im Zentrum des Erkenntnisinteresses dieses ersten Teils der theoretischen Untersuchungen.

Hierfür ergeben sich aus den historischen Betrachtungen der Sprachphilosophie (2.1) entscheidende Kontingenzen und Abhängigkeiten jenseits der lexikalischen Ebene, die die konkrete Bedeutung und somit das instruktive Potenzial (vgl. Felder 2022c) einzelner Ausdrücke entscheidend mitbestimmen und einschränken. Darunter fallen u. a.:

- Kontextabhängigkeit: Eine einheitliche Terminologie impliziert nicht eine einheitliche Versprachlichung des jeweiligen Signifikats; die produzentenseitige Perspektivierung sowie die rezipientenseitige Deutung des versprachlichten Sachverhalts geschieht jeweils durch eine bestimmte Kontextualisierung.<sup>2</sup>
- Rezeptionsabhängigkeit: Rezipierende müssen aus Äußerungen in Kontexten aktiv Sinn stiften und tun dies vor dem Hintergrund ihrer eigenen Einstellungen und Wissensbestände.
- Gebrauchsabhängigkeit: Die Bedeutung eines Wortes wird von Rezipierenden über die Erfahrung seines Gebrauches (im Vergleich zu anderen Wörtern) gemacht. Welche Bedeutung sich für ein Wort nach dessen Durchsetzung konventionalisiert, lässt sich oft nicht antizipieren.

Diese Faktoren sollen in einer theoretisch-linguistischen Betrachtung ins Verhältnis gesetzt werden zu Phänomenen, die dennoch auf lexikalischer Ebene einen bestimmten Sinn nahezulegen und somit das semantische Prinzip der Arbitrarität zu überwinden scheinen: Metaphorik und Kompositionalität (s. 2.2).

Auf gesellschaftsphilosophischer Seite werfen die Untersuchungen dieses Kapitels die Frage auf, welche Motivation – in Anbetracht der hier dargelegten nicht-antizipierbaren Komplexität von Wortbedeutungen und ihren potenziellen diskursiven Effekten – hinter sprachkritischen Äußerungen und ihrer argumentativen Stützung mit einer „Macht der Sprache“ stecken mag. Eine Antwort (oder der Versuch einer solchen) findet sich in moralischen Intuitionen, die gerade Einzelzeichen – im Gegensatz zu komplexeren, abstrakteren, etwa grammatischen Konstruktionen – als Konnotation evozieren (s. 3.1).

---

<sup>2</sup> Konsequenterweise müsste zur Vermeidung eines ontologischen Verständnisses von einem Kontext, der einfach so da wäre und zugunsten eines prozessualen Verständnisses von Kontext als Teil einer kommunikativen, also produktiven sowie rezeptiven Sinnstiftungspraktik nicht von *Kontext*, sondern von *Kontextualisierung* gesprochen werden. Zur einfacheren Leserlichkeit wird hier jedoch zumeist von *Kontext* und insbesondere auch von *kontextsensitiv* oder *kontextabhängig* gesprochen, womit dann jeweils eine produktive sowie rezeptive Kontextualisierung gemeint ist.



## 2.1 Sprachphilosophischer Teil: Welche Macht haben Worte und Wörter?

Oftmals werden metasprachliche Haltungen, die von einer manipulativen Macht einzelner Wörter ausgehen, nahe gerade der poststrukturalistischen Philosophie zugeordnet, was wohl mit deren Hang zu einer höheren Bewertung des Signifikanten gegenüber dem Signifikat (z. B. in Barthes 1987/1970) zu tun hat sowie mit der daraus folgenden Schwierigkeit (stellenweise auch Unmöglichkeit) eines Zugangs zur Welt außerhalb der Sprache (z. B. in Baudrillard 2011/1976). Eine der Aufgaben dieses Teilkapitels soll es sein, aufzuzeigen, inwiefern mechanistische, sprachmagische Bedeutungstheorien nicht nur wesentlich älter als poststrukturalistische Ansätze (s. 2.1.1), sondern mit diesen auch inhaltlich nicht vereinbar sind (s. 2.1.2). Letzteres gilt insbesondere dann, wenn das für den Poststrukturalismus in der Tat konstitutive Credo der „Macht der Sprache“ banalisiert wird; entweder zu einer Macht der Einzelwörter, oder aber zu einer Macht der Sprechenden, die die Sprache nach Belieben gebrauchen und kontrollieren könnten – und durch sie die ohnmächtigen Rezipierenden (s. 2.1.3).

Im Folgenden sollen also zunächst sprachmagische Vorstellungen und die in ihnen vorausgesetzten Abbildtheorien von Bedeutung vor der strukturalistischen Wende in der Sprachphilosophie vorgestellt werden (s. 2.1.1). Anschließend wird die Abkehr von ebendiesen im Strukturalismus und Poststrukturalismus nachvollzogen sowie deren Gegenentwurf einer Bedeutungstheorie des *Valeur* (s. 2.1.2), um vor diesem Hintergrund schließlich bestimmte sprachkritische Bedeutungskonzeptionen der heutigen Zeit in dieses komplexe Spannungsverhältnis von Sprachmagie und Poststrukturalismus einzuordnen und zu untersuchen, inwiefern einige Vorstellungen von der „Macht der Sprache“ die postmoderne Wende der Bedeutungstheorie berücksichtigen und inwiefern bei ihnen (quasi neo-moderne) vorstrukturelle Vorstellungen von Bedeutung und einer „Macht der Sprechenden“ eine Rolle spielen (s. 2.1.3).

### 2.1.1 Historischer Abriss über Vorstellungen von der Macht der Worte

#### 2.1.1.1 Sprachmagie und Abbildtheorien

In der Geschichte des Sprechens über Sprache finden sich immer wieder einander verwandte Vorstellungen darüber, wie der Sinn „in“ die Sprache kommt und insbesondere, woher einzelne Wörter ihre Bedeutung erhalten und welche Kraft sie dadurch haben. Die metasprachlichen Einstellungen in Bezug auf ebendiese Eigenschaften von Wörtern lassen sich innerhalb eines losen Spektrums anordnen, an dessen einem Ende sich ein radikal poststrukturalistischer Epiphänome-



nalismus findet, der einzelnen Wörtern aus sich selbst heraus überhaupt keine Bedeutung – geschweige denn eine konstruktive Kraft – beimisst, sondern diese immer in das „Dazwischen“, die Struktur der Sprache jenseits der einzelnen, sichtbaren Einheiten verlagert (s. 2.1.2). In diesem Kapitel sollen Spracheinstellungen und Bedeutungstheorien am anderen Ende des Spektrums vorgestellt werden, das mit Tereick (2009) provokant als „Sprachmagie“ bezeichnet werden kann, also die Vorstellung, „dass Sprache bestimmte Vorstellungen, Gedanken oder sogar Sachverhalte evozieren kann“ (ebd.: 388).<sup>3</sup> Für die vorliegende Arbeit soll der Terminus der *Sprachmagie* jedoch vor allem die lexikalische Ebene fokussieren, sodass Sprachmagie die Vorstellung beschreibt, dass einzelne Ausdrucksformen (Signifikanten) kontextunabhängig und zuverlässig vorhersagbar komplexe Konzeptualisierungen von „ihrem“ Signifikat in die Köpfe aller Rezipierenden übertragen. Das Phänomen der Sprachmagie im hier verfolgten Sinne setzt sich also zusammen aus (I) der Vorstellung von allein durch ein sprachliches Zeichen selbst hervorgerufenen Effekten (auf Kognition, Kultur oder „die Welt“ in sonstigen Konzeptualisierungen) sowie (II) die darin vorausgesetzte Annahme einer der Zeichenform selbst immanenten, gleichsam ontologischen Bedeutung, die unabhängig von zeitlichen, kontextuellen subjektseitigen Kontingenzen sei.

(I) Entgegen gängiger Vorstellungen ist ein solcher Glaube an die Macht einzelner Sprachzeichen keineswegs aus einer jüngeren, pragmatisch orientierten Sprachwissenschaft, oder gar aus einer „politischen Korrektheit“ erwachsen. Frühe Konzeptualisierungen einer Macht von Worten, Objekte, Menschen oder Geister zu kontrollieren, zu heilen und zu schaden, finden sich durch die ganze Menschheitsgeschichte in allerart religiöser und protoreligiöser magischer Riten (vgl. Crystal 1997: 8), dem Glauben an beseelte Wörter und Texte (vgl. ebd.), der „magischen Kraft der Wörter“ bei der Namengebung von Voodoo-Puppen (vgl. McCloskey 1991: 289), der Angst vor durch Tabuwörter hervorgerufenen Dämonen (vgl. Schröder 1999: 14) oder auch dem neuzeitlichen Aberglaube, man könne eine Sache versehentlich verfluchen oder verhexen, indem man eine bestimmte Äußerung vor deren erfolgreichem Abschluss tätigt („You jinxed it!“<sup>3</sup>). Doch auch weit über die Aufklärung hinaus finden sich rationale bzw. rationalisierte, jedoch nicht minder sprachmagische metasprachliche Überzeugungen vom Zusammenhang zwischen Sprache bzw. einzelnen Wörtern und dem Evozieren oder Durchsetzen einer ihnen „entsprechenden“ Weltsicht im Sinne einer „eigentlichen“, subjekt-unabhängigen, metaphysischen Bedeutung, die gleichsam selbstständig in die Köpfe der Rezipierenden eindringe; so z. B. in

---

3 Vgl. z. B. <https://www.urbandictionary.com/define.php?term=Jinx> (zuletzt aufgerufen am 06.12.2022).



mancher „säkular-sprachphilosophische[n] Behandlung der erkenntniskonstituierenden Dimension von Wort und Sprache“ (Gardt 2002: 96).

Tereick (2009) führt für derartige sprachmagische Postulate zahlreiche Belege an, so z. B. die Auffassung Campes, „dass die Menschen sich ohne ein Wort für ‚Revolution‘ auch keine Vorstellung von einer „Umwälzung“ des Staates (so Campes Übersetzungsvorschlag) machen können“ (ebd.: 382). Die systematischsten Beispiele für die Vorstellung, einzelne Wörter könnten aus sich selbst heraus von ihnen abhängige Gedanken oder Gefühle begründen, finden sich jedoch in sprachpuristischen Texten; so etwa schon im anonym veröffentlichten „Sprach-Verderber“ (1643) in Bezug auf das dem Französischen entlehnte Wort *Kompliment*: „Ich sage mit diesem Wort sey auch seine Krafft in Teutschland eingeführet worden“ (zitiert nach Tereick 2009: 389). Auch später bei Welcker (1814) zeigt sich der Glaube an eine bestimmten Zeichenformen innewohnende Kraft, wenn er wiederum französischen Fremdwörtern eine „Geisteswelt“ zuschreibt, die diesen „eingeboren“ sei (zitiert nach Felder & Gardt 2015: 11), in der Hoffnung durch das Tilgen von Ausdrücken, ließen sich als deren Inhalte auch ganze Konzepte, Geisteshaltungen etc. verdrängen: „Mit der Sprache wird sich dann zugleich verlieren der Geist, der in ihr wohnt“ (ebd.).

(II) Eine wie in (I) beschriebene, subjekt-unabhängige Mechanik von Wörtern setzt eine Natürlichkeit oder Ontologie des Zusammenhangs zwischen Bezeichnetem (als dem Ding an sich) und Bezeichnendem (als dessen echtem, eigentlichem Namen) voraus. Auch wenn daraus nicht zwangsläufig derartige magische Konsequenzen gefolgert wurden,<sup>4</sup> wurde die Prämisse selbst quer durch die Geschichte der Sprachphilosophie immer wieder aufrechterhalten. Mit Gardt (2002) können Ansätze, die auf diese Prämisse aufbauen, als „Abbildtheorien“ zusammengefasst werden. Frühe Beispiele hierfür finden sich in der „jüdisch-christliche[n] Tradition“ einer „adamischen Sprache“ (Gardt 2002: 95), deren Wörter aus sich selbst heraus „alles über den bezeichneten Gegenstand mit[teilten]“ (ebd.). Walter Benjamin (2019/1916) spricht im Zusammenhang mit dieser wahrgenommenen Unmittelbarkeit zum einen vom „Urproblem der Sprache“ (ebd.: 12), zum anderen aber auch explizit von der „Magie der Sprache“ (ebd.). In dieselbe Kategorie fallen auch nomenklaturistische Theorien (vgl. Druzhinin 2021: 1 f.), deren Anfänge sich bereits in Platons Dialog *Kratylos* finden, wo derselbe, unterstützt von Sokrates, behauptet „jegliches Ding habe seine von Natur ihm zukommende richtige Benennung“ (Platon 1861: 383), und die sich bis in die christlichen Diskurse des 19. Jahr-

---

<sup>4</sup> Inwiefern die heutige Angst vor einer schadenbringenden „Macht der Worte“ eine Art säkularen Atavismus derartiger magischer Aberglauben darstellen könnte, soll in 2.1.3 untersucht werden.



hunderts durchziehen (vgl. Druzhinin 2021: 1). Ein einschlägiges Beispiel hierfür stellt Jakob Böhmes (1977/1612) Sprachmystik dar, in der Lauten und Lautfolgen eine metaphysische Bedeutung beigemessen wird, hinter der die „gebrauchsemanantische Dimension des Wortes [...] mit der er [der Mensch] seinen Alltag sprachlich bewältigt [...] nachgeordnet“ wird (Gardt 2002: 95).

Schon früh – so etwa in Ockhams Nominalismus – wurde diese Zuverlässigkeit der Abbildung jedoch infrage gestellt:

Das Ideal mag nach wie vor das einer Kongruenz von Wort, Vorstellung und Gegenstand sein, doch ist die sprachliche Realität oft anders: Erscheinungen wie Homonymie, Polysemie, Synonymie und semantische Vagheit stören die ideale Eins-zu-eins-Relation zwischen den sprachlichen und den außersprachlichen Größen. (Gardt 2002: 92)

Auch in Platons Nomenklaturismus ist die Möglichkeit einer Korruption der „korrekten“ Sprache durch einen „inkorrekten“ gemeinsprachlichen Gebrauch schon zu Beginn angelegt.<sup>5</sup> So beklagt insbesondere Sokrates, dass Wörter im Laufe der Zeit

auf vielerlei Weise verdreht sind [...] dergleichen, denke ich, tun die, welche sich um die Richtigkeit nichts bekümmern, sondern nur der Stimme wohl tun wollen, und deshalb oft soviel zu den ersten Namen hinzutun, daß zuletzt kein Mensch mehr verstehen kann, was das Wort sagen will (Platon 1861: 414)

Diesem Problem des variablen Zeichengebrauchs und der entsprechend nicht fixier- oder kontrollierbaren Zeichenbedeutung natürlicher Sprachen wird mit der Formalisierung der Sprache bis hin zur Entwicklung logisch-philosophischer Kunstsprachen begegnet. Derartige Normierungsbestrebungen finden sich in den erwähnten sprachpuristischen Diskursen und den in ihnen formulierten Alternativ-Vorschlägen, die in aller Regel erfolglos blieben, da sie meist völlig untergingen oder aber, wenn sie tatsächlich Einzug in den Sprachgebrauch fanden, dort – ganz im Sinne von Sokrates' Warnung – neue Bedeutungen angenommen haben und somit oftmals parallel zu den fremdsprachigen Formen existierten, die sie ersetzen sollten (vgl. Tereick 2009: 367). Speziell analytisch-philosophische Formalisierungsversuche finden sich spätestens seit dem späten 17. Jahrhundert aber auch in der *Ideal Language Philosophy* von Frege, Russell oder dem ersten Wittgenstein (vgl. Gardt 2002: 94). Sie stellen den Versuch dar, dem „Ideal referentieller Eindeutigkeit und damit letztlich der sprachlichen Beherrschung von Wirk-

---

<sup>5</sup> Welche komplexen Dynamiken bei Lexikalisierung und Bedeutungsverschiebung am Werk sein können, soll in Kapitel 4 behandelt werden.



lichkeit durch den Menschen“ (Gardt 2002: 93) gerecht zu werden – aufbauend auf der Hoffnung, die Sprache sei „in jeder Hinsicht vom Menschen kontrollierbar und zu seinen Zwecken einsetzbar“ (Gardt 2002: 94).

Je näher sich Konzeptionen von Bedeutung und Wirkmächtigkeit einzelner Wörter dem Pol der Sprachmagie annähern, desto stärker greifen sie auf derartige abbildtheoretische Bedeutungstheorien und formalistische Bemühungen zurück – und umgekehrt. Um aus den abbildtheoretischen Voraussetzungen jedoch Schlussfolgerungen auf die Effekte und eine Macht von Worten ziehen zu können, müssen die kausalen Zusammenhänge und Abhängigkeiten zwischen Wort Konzept und Sachverhalt in der Welt jedoch umgekehrt werden. In der klassischen Abbildtheorie sind die Wörter Namen für die (von ihnen unabhängigen) Bewusstseinsinhalte, die wiederum zuverlässige und einheitliche Abbilder von den Dingen in der Welt darstellen (vgl. Gardt 2002: 91). In älteren sowie modernen Sprachauffassungen nahe dem Pol der Sprachmagie wird dieser Zusammenhang umgekehrt, ohne dass jedoch die Natürlichkeit und Zuverlässigkeit der Abbildung hinterfragt würden; vielmehr werden sie für die postulierte Antizipierbarkeit und Steuerbarkeit der Evokation (etwa eines Bewusstseinsinhaltes durch ein Sprachzeichen) weiter vorausgesetzt (s. 2.1.3). Insofern stellen Bedeutungstheorien, die das Wort als Voraussetzung der Erkenntnis des durch dasselbe bezeichneten Sachverhalts verstehen, das „Pendant“ (Gardt 2002: 94) zu abbildtheoretischen Bedeutungstheorien dar. Zusammengefasst ließe es sich so ausdrücken: Während die Abbildtheorie besagt „Gib mir einen Sachverhalt und ich sage dir, welcher Bewusstseinsinhalt ihn abbildet und welches Wort diesen Bewusstseinsinhalt benennt“, besagen sprachmagische Theorien, die das Wort als Voraussetzung der Erkenntnis postulieren und aus dieser Erkenntnis die Konstruktion einer sozialen Realität ableiten, umgekehrt: „Gib mir ein Wort und ich sage dir, welchen Bewusstseinsinhalt es evoziert und welcher Sachverhalt daraus entsteht“.

Derartige Versprachlichungen des Zusammenhangs von Wort und Wirklichkeit können in dem Maße als „sprachmagisch“ angesehen werden, in dem sie letztere miteinander engführen und die komplexe Verbindung vom Wort zur (vermeintlich durch sie verursachten) Wirklichkeit zu einem simplen, unmittelbaren und kontrollierbaren Kanal banalisieren. Denn: „between a wish and its fulfillment there is, in magic, no gap“ (Mauss 1977: 63) – und genauso zwischen dem (einen Wunsch ausdrückenden) Wort und der (im Wort erwünschten) Wirklichkeit. Dabei ist ein „sprachmagisches“ Denken nicht gar so mythisch wie es scheinen mag, sondern besteht vielmehr in einer habitualisierten Gleichsetzung des Signifikanten mit seinem Signifikat: „We symbol-using animals like to name things. After a while, we get to thinking that having their names is as good as having the things themselves“ (McCloskey 1991: 290). Und so verfallen Sprachbenut-



zer der magischen Hoffnung, dass durch die (wiederholte) Materialisierung einer Laut- oder Buchstabenfolge das ihr je „innewohnende“ Konzept sich ebenfalls materialisiere; oder aber, dass durch das Verschwinden eines Signifikanten sein Signifikat in metonymischer Logik gleich mitverschwinden würde<sup>6</sup>: „Magic often depends on such a metonymy. It re-presents what the magician wishes to happen“ (McCloskey 1991: 289; vgl. auch Lakoff 1973: 58 f.). Magie ist im Allgemeinen ferner „arrogant“ (McCloskey 1991: 291) sowie „exclusive“ (ebd.: 292) und gar „elitist“ (ebd.), da sich nur Ausgewählte ihrer bedienen können. Und auch Sprachmagie übernimmt diesen Elitismus, insofern sie eine magische Kraft postuliert, „which only the initiated are allowed to understand or control“ (Crystal 1997: 8), die nicht nur aus buchstäblichen Magiern bestehen können, sondern ggf. auch in einer „writerly class“ (McWhorter 2014: 154; vgl. 2.1.3.6 und 4.2.2).

### 2.1.1.2 Sprachlicher Determinismus von Humboldt bis Whorf

Komplexere, weniger banale Konzeptualisierungen der erkenntnistiftenden Kraft der Sprache seien an dieser Stelle zu einer Relativierung und Gradierung des Phänomens der Sprachmagie ebenfalls dargestellt. Gardt (2002) unterscheidet für Konzeptionen von der erkenntnistiftenden Kraft der Sprache zwei Linien: Während in der ersten Linie, dem Nominalismus die „Möglichkeit objektiver Welterkenntnis nicht preisgegeben“ wird (ebd.: 96), ist in der zweiten Linie „die Sprachgebundenheit des Denkens nicht hintergebar und ein Erkennen von Realität an den lexikalischen Inhalten und grammatischen Strukturen der Sprache vorbei letztlich unmöglich.“ (ebd.: 96). Diese zweite Linie gründet vor allem auf der Sprachromantik des frühen 19. Jahrhunderts; so etwa Schlegel (1801/02: 417), nach dem Sprache, „uns unbewußt, über unsern Geist [herrscht]“ oder auch Humboldt mit seinem Interesse für die durch jede Einzelsprache je eigene determinierte *Weltansicht* (Humboldt 1836). An ebendiese einzelsprachlich determinierten Weltansichten knüpft im 20. Jahrhundert insbesondere Whorf mit seinem linguistischen Relativitätsprinzip an. Weder Whorf noch sein Lehrer Sapir stellten selbst eine überprüfbare Hypothese dieses Prinzips auf (vgl. Bross & Pfaller 2012: 20). Aus der Whorf-Rezeption wird die dennoch sogenannte *Sapir-Whorf-Hypothese* jedoch meist wie folgt (re-)konstruiert: Strukturelle Differenzen zwischen Sprachsystemen verursachen nicht-sprachliche kognitive Differenzen zwischen den jeweiligen Sprachgemeinschaften (vgl. etwa Brown 1976: 128).

---

6 ... was zu einem gewissen Grade, in Form von individuell-subjektiver psychischer Entlastung auch gelingt (s. 3.1), nicht jedoch in Bezug auf soziale Realität oder materielle Wirklichkeit, wie noch zu zeigen sein wird.



Der Weg von Boas über Sapir zu Whorf ist insofern einer der kausalen Aufwertung der Sprache, spricht Boas doch noch explizit davon, dass die Kultur zwar einen Einfluss auf die Sprache haben mag, nicht aber umgekehrt: „It does not seem likely, therefore, that there is any direct relation between the culture of a tribe and the language they speak [...] not in so far as a certain state of the culture is conditioned by the morphological traits of the language“ (Boas 1911: 63). Whorf stützt sich jedoch auch auf die bei Boas und Sapir bereits angedachte Möglichkeit von unterschiedlichen Ideen, die in unterschiedlichen Einzelsprachen je ausgedrückt werden (müssen)<sup>7</sup> (vgl. Boas 1911: 24; Bross & Pfaller 2012: 19) sowie die Notwendigkeit von Sprache für das Denken (vgl. Sapir 1972/1921: 13 ff.), behält dabei aber auch die Idee von gemeinsamen vorsprachlichen Erfahrungen (vgl. Whorf 2008/1963: 39), die auch bei Boas und Sapir schon notwendige Voraussetzung dafür ist, dass Sprechende überhaupt verständlich auf ebendiese Erfahrungen verweisen können (vgl. Sapir 1972/1911: 21; vgl. auch Wierzbicka in Everett 2005: 641; Hofbauer 1995: 112; Wimmer 1979: 4; Tomasello et al. 2005).<sup>8</sup>

Obwohl Whorfs Ansatz damit nicht zwangsläufig gar so radikal scheint, wie er oftmals rezipiert und dargestellt wird (vgl. 2.1.3.1, z. B. Gümüşay 2020), wurde er in Philosophie und Sprachwissenschaft breit kritisiert und seine Prämissen stellenweise widerlegt. Ein bekanntes Beispiel ist Whorfs Postulat über die vermeintlich fehlende Tempus-Markierung der Hopi und die laut ihm dadurch bedingte gleichsam fehlende Vorstellung einer Zukunft bzw. zyklische Zeitwahrnehmung (vgl. McWhorter 2014: 137). Auch Everett glaubte, ähnliche Zusammenhänge über die Pirahã Tempus-Markierungen herausgefunden zu haben, und wurde darin von Levinson, Berlin, Kay, Tomasello, Wierzbicka und Anderen sehr detailliert widerlegt (vgl. Everett 2005).<sup>9</sup>

Dass Whorf und Everett die in Hopi respektive Pirahã durchaus vorhandenen Tempus-Marker und temporalen Wörter (vgl. McWhorter 2014: viif.; Everett 2005: 631) nicht als solche eingeordnet haben, ließe sich wohl durch das fehlende Verständnis der nicht-muttersprachlichen Beobachter für die metaphorische Verwendung konkreter Ausdrücke für abstrakte Konzepte wie ›Zeit‹ erklären: „Wer

---

7 Diese letzte Einschränkung lässt sich ableiten aus Roman Jakobsons (2013/1959: 236) berühmtem Diktum „Languages differ essentially in what they *must* convey and not in what they *may* convey.“ sowie McWhorters (2014: xviif.) Ergänzung „one *can* say anything in any language“.

8 Ausführlicher zu diesem Phänomen und seinem Widerspruch zur späteren Rezeption der Sapir-Whorf-Hypothese in 2.1.3.

9 Chen (2013) wiederum zieht aus derselben Beobachtung vermeintlich fehlender (bzw. irregulärer) Futur-Markierungen in diversen Sprachen interessanterweise die gegenteilige Schlussfolgerung, dass die jeweiligen Sprecher durch das stärkere Achten auf temporale Implikaturen im Kontext nicht weniger sondern sogar mehr an die Zukunft dächten und deshalb im Schnitt höhere Geldsummen sparten (vgl. auch McWhorter 2014: 95 ff.).



befindet, dass einer Sprache abstrakte Begriffe fehlen, übersieht, dass es etwas wie ein Wort, das an und für sich abstrakt ist, gar nicht gibt: Es ist die Verwendung, die abstrakt ist“ (Diagne 2019: 96). So wie Pirahã *hoa* (wörtlich: „Feuer“) nicht zwangsläufig in seiner kontextabhängigen temporalen Verwendung für ›Tag‹ (an)erkannt wird (vgl. Everett 2005: 631), könnten auch Beobachtende des Ungarischen es verpassen, *nap* (wörtlich: Sonne) als ›Tag‹ zu verstehen oder im Englischen den metaphorischen Gebrauch von *to go* – wie in *I’m going to clean my room* – als Tempus-Markierung zu erkennen. Somit mag es sein, dass die Sprache keine Tempus-Markierung „vorgibt“, der Freiheit der Sprechenden, durch metonymischen, metaphorischen oder sonst wie abstrakten Gebrauch des bestehenden sprachlichen Inventars Konzepte der gemeinsamen Wahrnehmung auszudrücken, sind dadurch jedoch keine strengen Grenzen gesetzt (s. o. Jakobson und McWhorter in Fußnote 7). Die wichtige Folgerung dieser Erkenntnis für die hier untersuchte Fragestellung ist: Es scheint somit nicht möglich, durch eine Einschränkung des sprachoberflächlichen Inventars die konventionell damit verbundenen Konzepte undenkbar oder auch nur unsagbar zu machen, da die onomasiologischen Möglichkeiten, andere Wörter in derselben Bedeutung zu verwenden, infinit sind.

Diagnes (2019) Kritik an der Idee einer sprachlich vermittelten Zeitvorstellung oder Weltsicht überhaupt ist darüber hinaus eine andere: Am Beispiel afrikanischer Sprachen mit einem „angeblichen Mangel einer Zeitform Futur“ (ebd.: 96) kritisiert er: „Was aber eigentlich unterstellt wird, ist, dass das Afrikanische keine Weltsicht vermitteln könne, in der Antizipation, Voraussicht, prospektives Denken und Entwerfen möglich sind.“ (ebd.). Entsprechend warnt er davor,

die koloniale Darstellung zu übernehmen [...], dass der Entwurf einer Zukunft und damit auch eine Philosophie der Entwicklung nur durch das Eindringen der disruptiven abrahamitischen Religionen und ihrer Idee der Eschatologie und durch die europäische Kolonialisierung nach Afrika gelangen konnten. (ebd.: 96 f.)

Derartige kolonialistische, stark an Whorf angelehnte Darstellungen weisen für Diagne in dieselbe Richtung wie die Idee einer „in ausgezeichneter Weise für die Philosophie geeignete[n] Sprache“ (ebd.: 95) – nämlich Griechisch oder Deutsch, nicht etwa Berberisch oder Swahili. Für derartige vermeintliche Parallelen zwischen Whorfs These der linguistischen Relativität und kolonialen, essentialistisch-nationalistischen Vorstellungen von einer sich in der jeweiligen Nationalsprache entwickelnden „Volksseele“ (Weisgerber in Werlen 2002: 281) oder auch Studien, denen eine solche Lesart vorgeworfen wird, finden sich zahlreiche ältere sowie jüngere Beispiele – etwa (Treitschke 2011/1879: 327) oder (Bloom 1981) –, die hier jedoch nicht exerziert werden sollen.



Derartige Sprachbewertungen weichen jedoch in dreierlei Hinsicht von Whorfs Thesen ab: Erstens bezogen sich Whorfs Aussagen keineswegs auf Nationalsprachen, sondern auf ganze Sprachfamilien – etwa das von ihm konstruierte *Standard Average European* (SAE) (vgl. Whorf 2008/1963: 78) –, was jedoch Vergleiche z. B. zwischen jenem SAE und der Familie der Bantu-Sprachen etwa für deren Eignung für die Philosophie nicht verhindern kann. Zweitens war Whorfs Agenda einer kolonialen, nationalistischen geradezu entgegengesetzt: Ihm ging es – genau wie vor ihm Boas und Sapir – nicht um die Ab-, sondern um die Aufwertung der von ihm untersuchten Sprachgemeinschaften (vgl. McWhorter 2014: 136 ff.), die in der Kolonialzeit und darüber hinaus samt ihrer Sprachen als primitiv und rückständig betrachtet wurden. In dieser Perspektive drohte und droht jedoch die Gefahr einer Romantisierung und Exotisierung anderer Sprechergruppen zu gänzlich andersartigen „noble savages“ (McWhorter 2014: 138). Drittens ging es Whorf explizit nicht um Kulturvergleiche, da sich die für ihn relevanten sprachlichen Unterschiede nicht mit Kulturen gleichsetzen lassen (Hofbauer 1995: 128). Doch bei Whorfs Vergleich von Sprachfamilien und dem von ihm postulierten Einfluss dieser Sprachfamilien auf das Denken und die Kultur ihrer jeweiligen Sprechenden (vgl. z. B. Whorf 2008: 108–112) konnte die allzu naheliegende Schlussfolgerung eines kulturellen Vergleiches – quasi zwischen „Kulturfamilien“ – nicht abgewandt werden.

Insofern konnte Whorf weder deutlich genug machen, wie der Einfluss von Sprache(n) auf Kultur(en) zu konzeptualisieren und zu untersuchen ist, ohne Kulturen dafür genauso zu kategorisieren wie Sprachen, noch inwiefern sich seine Vorstellung dieses Einflusses von der seines Vordenkers Humboldt unterschied, der „Völker“ bzw. „Nationen“ mit ihren Sprachen gleichsetzte, um ihnen je divergierende „Weltansichten“ zuzuschreiben (vgl. Gardt 2002: 97). So folgerte Humboldt (1836) durchaus aus der vergleichsweise spärlichen Konjugation des Chinesischen, dass diese der Ausdruck einer früheren „Stufe“ der Sprache und somit der geistigen Entwicklung des Menschen sei (vgl. McWhorter 2014: 144 f.), wie es auch der vielsagende Titel seines Werkes *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts* (1836) ganz grundsätzlich nahelegt.<sup>10</sup> Und auch Whorfs eigene (seltener zitierte) Mutmaßungen über „primitive“ Sprachen lassen sich in einem solchen Verständnis lesen, wie z. B. in einem posthum veröffentlichten Essay namens *A Linguistic Consideration of Thinking in Primitive Communities*: „it may turn out that the simpler a language becomes overtly[...], the more it conceals unconscious

---

<sup>10</sup> Vgl. hierzu auch Everetts (2005) nicht gar so weit entfernten Titel *Cultural Constraints on Grammar and Cognition in Pirahã*.



presuppositions and the more its lexations become variable and indefinable“ (Whorf (undatiert): 107; in Carroll 2012/1956). McWhorter (2014: 78) problematisiert dies wie folgt: „The whole idea is close to saying that English speakers have thoughts while Chinese speakers merely have notions. Whorfianism, here, seems dangerous“. Diese Beobachtung gilt nicht nur für das Chinesische, sondern auch für die ganze südost-asiatische Sprachfamilie, da z. B. auch Thai und Laotisch im Vergleich zu Whorfs SAE weit weniger flektieren und auch weniger Artikel und Konjunktionen verwenden, was, wollte man die linguistische Relativität aufrecht-erhalten, unerwünschte Schlussfolgerungen über „das Denken“ „der Süd-Ost-Asiaten“ nahelege und diese Sprachen zu „risky business for Whorfianism“ machte (McWhorter 2014: 91).<sup>11</sup>

McWhorter (2014: 92) fragt demnach: „Where is the warmly received Whorfian literature about how certain languages might make their speakers less aware of something central to existence?“ und folgert aus deren Mangel, dass es unter Whorfs Advokaten – genauso wie schon bei Whorf selbst – einen gewissen Bias gebe, subjektiv andersartige Sprachen zu glorifizieren, ihre aspektuelle Überlegenheit gegenüber europäischen Sprachen (dem S. A.E.) hervorzuheben oder ihre Sprecher gar zu *Noble Savages* zu romantisieren (vgl. McWhorter 2014: 112, 136 ff.).

### 2.1.1.3 Macht der Wörter oder Macht der sprachlichen Struktur(en)?

Auch wenn Whorfs Aussagen aus den genannten sowie verschiedenen weiteren linguistisch-philosophischen Gründen bereits sehr umstritten sind (vgl. Süßebecker 2019: 38) und in der Sprachwissenschaft viel Kritik erfahren (vgl. Felder & Gardt 2015: 11; Gardt 2002: 97; vgl. McWhorter 2014), soll es hier weniger um diese selbst gehen, als vielmehr um die posthum gezogenen Bezüge auf die Sapir-Whorf-Hypothese. Denn Whorf selbst bezieht sein Postulat der sprachlichen Beeinflussung des Denkens einzig und allein auf grammatische Strukturen (vgl. Whorf 2008: 11; Hofbauer 1995: 123 f.; Bross & Pfaller 2012: 19) und somit auf ganze Gruppen von Sprachen (Whorf 2008/1963: 78). In den sich häufenden Sprachkämpfen der letzten Jahre wird Whorfs Prinzip der linguistischen Relativität jedoch zunehmend in Bezug auf Einzelwörter verstanden (vgl. Süßebecker 2019: 45 f.); etwa in medien-

---

<sup>11</sup> Gleiches gilt im Übrigen auch für die syntaktischen Eigenheiten von Soziolekten, wie McWhorter (2014: 104–135) eindrucksvoll für das Black English zeigt und die falsche Annahme, dieses nähme seinen Sprechenden mangels syntaktischer Wörter (z. B. *if*) die Bewusstheit für entsprechende Konzepte („*if*-ness“) „Often it has been with good intentions based on a fallacy: that black children need rescue from an illogical home dialect“ (ebd.: 107). Hierbei mag man wiederum an Bernstein und seine Defizithypothese denken, die wiederum in weiten Kreisen kritisch betrachtet wird und als überholt gilt.



wirksamen Postulaten einer durch Farbwörter determinierten unterschiedlichen Farbwahrnehmung (vgl. Roberson et al. 2005; Winawer et al. 2007) oder auch in Diskussionen über die wirklichkeitskonstituierende Kraft tabuisierter Wörter (vgl. hierzu ausführlich 1.1.3). Dabei ist es entscheidend festzuhalten, dass es Whorf selbst nie um die Untersuchung einzelner Wörter ging (vgl. Süßebecker 2019: 40; Hofbauer 1995: 274). Vielmehr lehnte er die Zuschreibung einer realitätsstiftenden Kraft von Einzelwörtern als „vulgären Nominalismus“ ab (Hofbauer 1995: 129; vgl. Whorf 2008/1963: 61 f.), da sie auf eben jener statischen Wort-Gegenstand-Relation der Abbildtheorien aufbaut, die er mit seiner Fokussierung auf grammatische Strukturen zu transzendieren versuchte. Ähnlich fasst entsprechend auch Kotthoff (2021: 218) zusammen: „Solche Absolutsetzungen der Macht von Sprache gehen sogar über die Ansichten von Sprachrelativisten wie Sapir und Whorf noch deutlich hinaus“.

Damit schlugen Sapir und Whorf bereits einen Weg ein, der weg von lexikalischen Elementen als bedeutungstragenden Einheiten und hin zur Verortung des Sinns in der Struktur führte, fokussierten dabei jedoch v. a. die Rolle unterschiedlicher Einzelsprachen (*langue*), nicht etwa der Sprache als solcher (*langage*). Hierauf aufbauend soll im folgenden Kapitel aufgearbeitet werden, welche Bedeutung die strukturalistische und poststrukturalistische Wende in Sprachwissenschaft und -philosophie für das Verhältnis von Signifikant und Signifikat und somit für die kontingenten instruktiven (kognitiven, kulturellen, wirklichkeitskonstituierenden) Effekte von Einzelwörtern hat.

### 2.1.2 Die (post-)strukturelle Wende in der Sprachphilosophie

Im letzten Kapitel wurden die Mängel der Bedeutungstheorien vorgestellt, auf denen sprachmagische Vorstellungen von der Macht einzelner Worte aufbauen. In diesem Kapitel soll vorgestellt werden, welche Rolle die Abkehr von derartigen Bedeutungstheorien für die Sprachphilosophie spielt und wie demnach eine nicht-magische Vorstellung von der Macht der Sprache und ihrer Rolle für einen Wandel sozialer Realität aussähe. Antworten findet sich im Strukturalismus und Poststrukturalismus des 20. Jahrhundert, die nicht als schlagartiger Umbruch in der Sprachphilosophie verstanden werden müssen, sondern auf Gedanken aus dem 18. und 19. Jahrhundert aufbauen. Denn die Grenzen, auf die die in 2.1.1 beschriebenen Vorstellungen von Bedeutung – insbesondere in Form von Abbildtheorien und Formalisierungsversuchen – stießen, wurden jedoch schon früh und wiederholt erkannt. So sollen zunächst die Sprachkrisen ebendieser Theorien sowie die frühen Wegbereiter und Wegbegleiter eines später strukturalistisch und schließlich poststrukturalistisch formulierten Umdenkens von Bedeutung



vorgestellt werden, die üblicherweise nicht direkt zum Strukturalismus gezählt werden (s. 2.1.2.1). Anschließend wird die Entstehung von Strukturalismus und Poststrukturalismus nachgezeichnet (s. 2.1.2.2), bevor bei Letzterem drei bestimmte Charakteristika genauer beleuchtet werden: die Abkehr vom modernistischen Projekt der restlosen Rationalisierung der Welt (s. 2.1.2.3), die damit verbundene Dezentrierung sowohl des Subjekt- als auch des Machtbegriffs (s. 2.1.2.4) sowie die unkontrollierbare „Vorgängigkeit“ von Sinnzusammenhängen verbunden mit einer Aufwertung der Rolle der Rezeption bei der Sinnstiftung (s. 2.1.2.5).

### 2.1.2.1 Frühe Wegbereiter strukturaler Sprachtheorien

Schon im 18. Jh. entwickelte sich eine Sprachkritik, die sich nicht nur auf den korrekten Gebrauch der Grammatik oder das Ablehnen von Fremdwörtern fixierte, sondern – wiederum aufbauend auf einen bereits vorgedachten Nominalismus – auch Kritik an „leeren Wörtern“ (Gardt 2002: 92) übte, die als Signifikat Entitäten suggerierten, die „eigentlich“ nicht existierten. Doch auch daraus wurde nicht zwangsläufig eine erkenntnistiftende oder persuasive Kraft von Einzelwörtern gefolgert, war doch z. B. schon Hamann klar, dass die personale Deutung immer „das Spiel der Sprache aus dieser selbst heraus“ verhindert und daher der bis zum 18. Jh. und darüber hinaus verfolgte „universalhermeneutische Ansatz nicht vollständig entfaltet werden [kann], da er immer einer individuellen Lesart unterworfen bleibt“ (Hofbauer 1995: 86; vgl. 2.1.2.5). Auch findet sich bereits bei Hamann eine Kritik der vergangenen und zeitgenössischen Formalisierungsbestrebungen – quasi eine Sprachkritik-Kritik<sup>12</sup> – wenn er schreibt: „Die Reinigkeit einer Sprache entzieht ihrem Reichthum; eine gar zu gefesselte Richtigkeit, ihrer Stärke und Mannheit“ (Hamann 1762: 40). Herder erkannte um diese Zeit, dass der Mensch zwar sein Denken durch Wörter strukturieren könne, jedoch „in seiner Bestimmung ein Geschöpf der Heerde [sic!], der Gesellschaft“ sei (Herder 1772: 170) und deutete damit bereits die Überindividualität und Konventionalität der Sprache an, die in den nachfolgenden Jahrhunderten sowie in der hier nachfolgenden Arbeit von hervorgehobener Relevanz sein werden.

Im 19. Jh. entstand aus ebendieser Überindividualität und mangelnden Kontrollierbarkeit der Sprache eine regelrechte Sprachkrise. In dem Maße, in dem – v. a. in der zeitgenössischen Romantik – die Sprache als nicht-beherrschbare Größe, gar als eigenständiger Organismus angesehen wurde, wurde Sprachkritik – ob aus nationalistischen, ästhetischen oder moralischen Motiven – zunehmend hoffnungslos und obsolet (vgl. Tereick 2009: 375 f.). Schon Jacob Minor (1892: 17)

---

<sup>12</sup> Damit findet sich in Hamann ein früher Vertreter einer Gilde, die Stefanowitsch (2008) etwa zweieinhalb Jahrhunderte später „Sprachnörgler-Nörgler“ taufen sollte.



wehrte sich gegen die sprachkritische Tendenz „ohne Rücksicht auf die in der Sprache herrschenden Kräfte überall eine verbindliche Regel aufzustellen“. Wohl-gemerkt fußt diese Argumentation jedoch darauf, dass Sprachkritik und Normierungsbestrebungen selbst kein Teil dieser „in der Sprache herrschenden Kräfte“ seien, als was sie jedoch, wie sich immer wieder zeigen wird, durchaus angesehen werden sollten (vgl. v. a. 4.2 und 4.3). Somit etablierte sich im 19. Jh. eine eigene einflussreiche Form der Sprachkritik – und gleichzeitig der Sprachkritikkritik –, die sich nicht etwa gegen eine Einzelsprache richtete, sondern eine Kritik an der Sprache überhaupt darstellte, indem sie ein vernichtendes Urteil fällte über deren Eignung, zu Erkenntnis zu führen, oder „menschliche Empfindungen ad-äquat auszudrücken“ (Tereick 2009: 367).

Der wohl prominenteste Vertreter dieser Zeit und zugleich ein früher Wegbe-reiter (post-)strukturalistischer Bedeutungstheorien war Friedrich Nietzsche. Ins-besondere sein früher Aufsatz *Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne* (Nietzsche 1873) weist Nietzsche als „philosophischen Vorgänger“ (Münker & Roesler 2012: XII) des Strukturalismus aus (vgl. auch Deleuze 1979; Figl 1982), insofern er der strukturalistischen Kontingenz von Wortbedeutungen als interde-pendenden Werten zuvorkommt, die dem Wort nicht etwa immanent sind, „son-derer erst in einem differentiellen Feld von Kräften und Wertungen ins Spiel komm[en]“ (Hofbauer 1995: 155). Nietzsche hinterfragt dort die Unterscheidung von Wahrheit und Lüge, die erst durch die Fixierung einer „gleichmäßig gültige-[n] und verbindliche[n] Bezeichnung der Dinge“ relevant werde (Nietzsche 1873: 2), in derselben jedoch nicht zu finden sei, da diese immer „durch Gleichsetzen des Nichtgleichen“ entstehe (ebd.: 3) und somit per se immer Lüge sei. „Die Ein-heit des Zeichens ist darum gewissermaßen der äußerste Gegensatz zur Vielheit des Geschehens“ (Figl 1982: 122 f.) und kann letzterem somit nie gerecht werden, was auch Foucault später aufgreifen wird, wenn er sagt: „Man muß den Diskurs als eine Gewalt begreifen, die wir den Dingen antun; jedenfalls als eine Praxis, die wir ihnen aufzwingen“ (Foucault 1994/1974: 34 f.). Die erwähnte Fixierung, „das Hart- und Starr-Werden“ einer Bezeichnung „verbürgt durchaus nichts für die Notwendigkeit und ausschließliche Berechtigung“ derselben (Nietzsche 2019: 5). Ferner sind für Nietzsche dauerhafte Fixierungen in der Sprache nicht möglich, denn:

Fortwährend verwirrt er [der Mensch] die Rubriken und Zellen der Begriffe, dadurch daß er neue Übertragungen, Metaphern, Metonymien hinstellt, fortwährend zeigt er die Be-gierde, die vorhandene Welt des wachen Menschen so bunt unregelmäßig, folgenlos unzu-sammenhängend, reizvoll und ewig neu zu gestalten, wie es die Welt des Traumes ist. (Nietzsche 1873: 6)



Somit schwankt schon Nietzsche „unaufhörlich zwischen der Fixierung (in deutlichen und konstanten Zeichen) und seiner Neigung zur Bewegung, zur Auflösung“ (Klossowski 1986: 341), wie es sich fast ein Jahrhundert später für den Übergang vom Strukturalismus zum Poststrukturalismus als charakteristisch erweisen wird (s. u.). Auch die hervorgehobene Rolle der aktiven, sinnstiftenden Rezeption und Interpretation sprachlicher Zeichen (statt einer Unterwerfung der Rezipierenden durch die Emittenten) (vgl. Hofbauer 1995: 156), sowie die dafür notwendige Vorgängigkeit einer sinnstiftenden Kraft des Rezipienten (vgl. Deleuze 1979: 113) stellen bereits Vorgriffe Nietzsches auf poststrukturelle Philosophien dar (s. u.).

Fritz Mauthner baute Nietzsches Gedanken (vgl. Lungstrum 1995) sowie Ernst Machs Nominalismus (z. B. Mach 1921: 224; vgl. Stern 2019: 225 f.), zu einer Kritik an metaphysischer Sprache aus, die er schon früh als „Sprachkritik“ bezeichnete (Mauthner 1923: 1). Eines seiner wichtigsten Konzepte ist dabei das des Wortaberglaubens (ebd.), durch den Sprechende an Signifikate als metaphysisch existierende Entitäten glauben und in der Folge die Sprache als deren eigenständige Konstrukteurin hypostasieren (vgl. Stern 2019: 226; Gardt 2002: 97). Dabei kritisiert Mauthner insbesondere auch die Tendenz von Philosophen, Wörter formell zu zerlegen und darüber die Geschichte ihres Gebrauchs und ihrer Rolle in der Sprache zu übersehen (vgl. Stern 2019: 229): „Das einstige Symbol war zum Spiele gut, jetzt wird das Wort wörtlich genommen. Man hat seinen Sinn verloren und nimmt es darum sinnlos ernst“ (Mauthner 1923: 51).

Insbesondere diese Punkte des Wortaberglaubens und der Rolle von Wörtern in Sprachspielen übernahm in den 1930er- und 40er-Jahren Ludwig Wittgenstein. Während der sich mit Möglichkeiten der Formalisierung und Fixierung der Sprache befassende Wittgenstein des *Tractatus* (vgl. Gardt 2002: 93 f.) Mauthner noch kritisierte, zeigt der Wittgenstein der *Philosophischen Untersuchungen* „unmissverständliche Beweise eines positiven Einflusses von Mauthner“ (Stern 2019: 217; eigene Übersetzung, SB).<sup>13</sup> Was Wittgenstein aus dem *Tractatus* und auch von Frege für die Untersuchung der Funktionsweisen der Sprache erhält – was aber auch die Rhetoriker der Antike bereits predigten (vgl. Gardt 2002: 90 f.) –, ist der Fokus nicht etwa auf die Wort-, sondern auf die Satzebene, wenn er erklärt, dass

---

<sup>13</sup> Interessanterweise wird gerade der Wittgenstein des *Tractatus* mit diesem seinem Versuchen der finalen Formalisierung natürlicher Sprache (die es auch schon vor ihm gegeben hat) und seiner Idee einer durch die Sprache umgrenzten Gedankenwelt als Pionier des *Linguistic Turn* angesehen. Dabei wird zuweilen übersehen, dass Wittgenstein derartige Konzeptualisierungen schon im *Tractatus* nicht uneingeschränkt befürwortete, später explizit verwarf – etwa in seinem *Blauen Buch* (vgl. Simon 2019) – und zu den *Philosophischen Untersuchungen* geradezu eine sprachphilosophische Kehrtwende weg vom *Linguistic Turn* vornahm (vgl. den „Linguistic U-turn“ in Stern 2019: 216 ff.).



„ein Wort [...] nur im Satzzusammenhang Bedeutung“ hat (Wittgenstein 1969/1953: § 49). Was die *Untersuchungen* jedoch – auf Mauthner gestützt – für die vorliegende Untersuchung relevant macht, ist erstens die Kritik am Wortaberglauben, von dem man sich befreien muss (vgl. Mauthner 1923: 1) wie Fliegen aus einem Fliegenglas: durch eine Kehrtwende „rückwärts“ aus der Sprache hinaus (Wittgenstein 1969/1953: 309).<sup>14</sup> Sowohl Mauthner als auch Wittgenstein beziehen den Wortaberglauben auch auf die Metasprache – auf Wörter wie *Sprache* oder *Bedeutung* (z. B. in Wittgenstein 1969/1953: § 120) – und kritisieren dadurch die Hypostasierung der Sprache und ihrer Funktionsweisen (vgl. Stern 2019: 219, 233). Ein zweiter und für die *Untersuchungen* noch zentralerer Punkt, der ebenfalls auf Mauthner zurückzuführen ist, ist das Erschließen der Bedeutung eines Wortes aus dessen Gebrauch, aus dessen Rolle in einem „Spiel“ (Mauthner 1923: 51), respektive einem „Sprachspiel“ (Wittgenstein 1969/1953: § 49, § 96 usw.). So, wie sich die Funktion einer Schachfigur weder durch deren Benennung noch durch die gleichwie akribische Beschreibung ihrer Form erklärt, erklärt sich die Bedeutung nicht durch die Form, die „Gestalt eines Wortes“ (Wittgenstein 1969/1953: § 31), sondern durch „Züge“ die mit ihm im Sprachspiel vorgenommen werden können (ebd.). Die Wortbedeutung ist mit Wittgenstein also nicht etwa als eine Vorstellung zu verstehen, die bei der Produktion eines Signifikanten wie beim Anschlagen einer Taste auf einem „Vorstellungsklavier“ (Wittgenstein 1969/1953: § 6) hervorgerufen würde – demnach „ist es *nicht* der Zweck der Wörter, Vorstellungen zu erwecken“ (ebd., Hervorhebung im Original) –; sondern Bedeutung ist als die Summe der sozialen Praktiken zu verstehen, die mit einem Wort vollzogen werden können und die wiederum von den bisherigen Gebrauchsweisen dieses Wortes abhängen. Wittgenstein kondensiert diese gebrauchsbasierte Bedeutungstheorie, die auch für die vorliegende Arbeit grundlegend sein soll, in seinem berühmten Diktum: „Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache“ (Wittgenstein 1969/1953: § 43).

### 2.1.2.2 Zur Entstehung von Strukturalismus und Poststrukturalismus

Bereits in den 1910er-Jahren entwickelte Ferdinand de Saussure eine einflussreiche Sprachtheorie, die mit den Ideen Nietzsches, Mauthners und des zweiten Wittgensteins durchaus vereinbar scheint, die als Strukturalismus bekannt und später im Poststrukturalismus weiterentwickelt und radikalisiert werden sollte. Saussures Schriften sind ebenso umfangreich wie weit verbreitet und werden hier deshalb nur in Bezug auf einen, für die vorliegende Arbeit ganz entscheidenden Aspekt beleuchtet: den *Valeur*. Mit diesem Konzept verwirft Saussure Theo-

<sup>14</sup> Vgl. hier wieder Sterns (2019: 216 ff.) passendes Bild des „Linguistic U-turn“ in Fußnote 13.



rien der sprachlichen Abbildung der Wirklichkeit und der naturgegebenen Verbindung von Signifikat und Signifikant (vgl. Saussure 2001/1916: 142 f.; Hofbauer 1995: 134; vgl. auch 2.1.1). Stattdessen ist der Zusammenhang von Signifikat und Signifikant im Sinne von Saussures *Valeur* „etwas vollständig Relatives“ (Saussure 2001/1916: 135), dergestalt dass Wortbedeutungen als sprachliche Werte „selbst lediglich durch Unterscheidungen bestehen, die nicht positiv durch ihren Inhalt, sondern negativ durch ihre Beziehungen zu den andern Gliedern des Systems definiert sind“ (Saussure 2001/1916: 139; vgl. ebd.: 143).<sup>15</sup> Genau diese Vorstellung von „Bedeutung als ein Effekt der Differenzordnung von Einheiten“ (Glasze 2008: 187) zeichnet den Strukturalismus gegenüber den zuvor gängigen Bedeutungstheorien aus. Entscheidend ist hierbei, dass im Strukturalismus Bedeutung dennoch als eindeutig identifizierbare und z. T. sogar unveränderliche Eigenschaft des Sprachsystems verstanden wird (Glasze 2008: 187; Münker & Roesler 2012: 2).

Im Frankreich der 1960er- und 70er-Jahre wurde das strukturalistische Verständnis von Bedeutung einerseits aufgegriffen und fortgeführt, indem sie auch dort als differentieller, relationaler und interdependenter Effekt verstanden wird (vgl. Glasze 2008: 188).<sup>16</sup> Daher wurden entsprechende Theorien zuweilen auch als „Neo-Strukturalismus“ zu fassen versucht (z. B. Frank 1984). Andererseits stellt der Poststrukturalismus – diese Bezeichnung hat sich m. E. zurecht durchgesetzt – eine kritische Überwindung seines Vorgängers dar; insbesondere in der Kritik an der „phantastischen Metaphysik“ (Münker & Roesler 2012: 31) hinter der strukturalistischen Auffassung, „dass die starren Strukturen der Sprache zugleich die des Geistes und der Materie sind“ (ebd.), die sich bereits in den sprachrelativistischen bis sprachmagischen Vorstellungen von der kognitions- und wirklichkeitsformenden Kraft der Sprache zeigten (s. 2.1.1, v. a. 2.1.1.1) und sich auch in jüngeren sprachkritischen Ansätzen wieder erkennen lassen (s. 2.1.3). Vielmehr ist Bedeutung nicht als feste Eigenschaft identifizierbarer Einzelzeichen zu denken, sondern nur als reiner Effekt zwischen den Zeichen; somit sind Wortbedeutungen in konkreten Sinnzusammenhängen sowohl hochgradig kontextsensitiv als auch

---

<sup>15</sup> Um in Wittgensteins Bildnis des Schachspiels zu bleiben: Die tatsächliche Funktion, der Wert (*Valeur*) einer Figur für das Spiel definiert sich nicht aus dieser selbst heraus, sondern in Relation zu allen anderen Figuren und ihren Funktionen (vgl. Saussure 2001: 127).

<sup>16</sup> Aus diesem Grund werden Termini wie Strukturalismus und struktural hier z. T. auch als Überbegriffe benutzt, und zwar dann, wenn es um ebendiese Gemeinsamkeit von Strukturalismus und Poststrukturalismus geht, Bedeutung als ein Ergebnis von Beziehungen und Differenzen anzusehen.



durch neue Differenzierungen immerzu wandelbar (Glasze 2008: 188; Munker & Roesler 2012: 37).<sup>17</sup>

Charakteristisch für den Poststrukturalismus ist also erstens eine Radikalisierung der strukturalistischen Bedeutungskonstitution in der Differenz sowie zweitens die daraus folgende Unmöglichkeit der Fixierung von Bedeutung in einer Zeichenform. Erstere beschreibt vor allem Derrida als eine radikale *différance*, die es ermöglichen soll, jenseits aller metaphysischer Annahmen von Bedeutung „die Differenz als Differenz zu denken“ (Hofbauer 1995: 122; Hervorhebung im Original): „Das Spiel der Differenzen setzt in der Tat Synthesen und Verweise voraus, die es verbieten, daß zu irgendeinem Zeitpunkt, in irgendeinem Sinn, ein einfaches Element als solches präsent wäre und nur auf sich selbst verwiese“ (Derrida 1986: 66). Ähnlich wie für Baudrillard, der durch die immerwährende Ambivalenz auch „die vollkommensten Systeme bedroht“ sieht (Baudrillard 2011/1976: 13) und das „Ende der Dialektik von Signifikant und Signifikat“ (ebd.: 20) sowie das „Ende der klassischen Ära des Zeichens“ (ebd.: 21) ausruft, ist auch für Derrida die Bedeutung eines Zeichens immer kontingent, da „kein Signifikat [...] dem Spiel aufeinander verweisender Signifikanten“ entkommt (Derrida 1983/1967: 17). Demnach ist Bedeutung – und das ist der zweite entscheidende Aspekt poststrukturalen Denkens – kein starrer, geschweige denn fixierbarer Zustand, keine feste Größe, „die als Zentrum der Struktur dienen könnte und an die man wieder Ansprüche an ihre Präsenz und den Stillstand der Verweisfunktion richten könnte“ (Munker & Roesler 2012: 45). Vielmehr ist Bedeutung für Derrida, wie auch für Lacan (vgl. Munker & Roesler 2012: 26) und Barthes (1987/1970) eine immerwährende aktive Bewegung eines gleitenden Sinns, die bloße Spur eines permanenten Wandels (vgl. Glasze 2008: 187 f.; Zima 1994: 41 f.). Aus dieser Unmöglichkeit der Fixierung oder gar Kontrolle von Bedeutungen und Sinnzusammenhängen durch den Menschen folgen für den Poststrukturalismus und die postmoderne Phi-

---

17 Wiederum im Bildnis des Schachspiels hieße das, dass Funktion und Wert einer jeden Schachfigur nicht nur von den grundsätzlichen, den Regeln entsprechenden Zugmöglichkeiten der anderen Schachfiguren abhängt, sondern auch von ihrer eigenen Position im konkreten Spiel, sowie von der gesamten Stellung aller Figuren in jedem einzelnen Moment des Schachspiels. So kann ein blockierter Bauer wertlos sein oder gar hinderlich, wenn er einen Läufer oder Turm verdeckt, oder aber die wertvollste Figur auf dem Feld, wenn er nur noch einen Zug von der gegnerischen Grundlinie und der Verwandlung in eine Dame entfernt ist. Um also den Wert einer Figur zu ändern, nützt es nichts, ihre Form zu ändern, wenn mit ihr fortan dieselben Züge getätigt werden und ihre Position dieselbe ist. Stattdessen muss die gesamte Spieldynamik überblickt und mithilfe einer ausgeklügelten Strategie eine bessere Position erspielt werden. Dafür ist es nötig, das Spiel zu verstehen, zu beherrschen und in es einzutreten. Dasselbe gilt für Wörter im Diskurs.



losophie überhaupt u. a. eine Abkehr von der restlosen Rationalisierung der Welt als Projekt der Moderne, die im Folgenden beschrieben werden soll.

### 2.1.2.3 Abkehr vom Rationalisierungsprojekt in der Postmoderne

Das 20. Jahrhundert war bis in die 90er-Jahre hinein (vgl. z. B. Fukuyamas (1992) „Ende der Geschichte“) geprägt von der modernistischen Vorstellung einer zielgerichteten, teleologischen Entwicklung der Menschheit durch den unvermeidbaren Sieg des rational Richtigen und Guten über alle Ambivalenzen und Widersprüche – ganz im Sinne einer letzten Synthese in der hegelianischen Geschichtsphilosophie. Vor allem in den 1940er- bis 70er-Jahren waren derartige Formen von *Social Engineering* en vogue, in denen durch eine quasi mechanische Manipulation des einen Teils – um in der *Engineering*-Metapher zu bleiben: des einen „Zahnrads“ – einer sozialen Struktur deren Rest mit-kontrolliert werden sollte (vgl. McCloskey 1991: 295 f.). Derartige Hoffnungen verfielen, wenn auch sich rational gebärdend, nur allzu oft der Versuchung eines mythischen und magischen Denkens,<sup>18</sup> glaubten sie doch, komplexe soziale Strukturen voller Kontingenzen zuverlässig vorhersagen zu können (vgl. McCloskey 1991: 287, 299), weshalb sie von postmodernen Wirtschafts- und Sozialwissenschaften i. d. R. zugunsten bescheidenerer, moderaterer Erklärungen für Zusammenhänge abgelehnt werden (ebd.: 298). Auch sprachmagisch motivierte Bestrebungen, mit einer Formalisierung der Sprache die durch sie konstruierten sozialen Realitäten in irgendeiner antizipierbaren – weil „entsprechenden“ – Weise zu formalisieren, lassen sich als Formen eines solchen *Social Engineering* verstehen. Angetrieben durch ein poststrukturalistisches Verständnis von Sinnzusammenhängen (s. o.), werden in der postmodernen Philosophie derartige Versuche einer Rationalisierung der Wirklichkeit abgelehnt (Münker & Roesler 2012: XI; Lyotard 1985: 9), da sie – als Essenz des Projektes der Moderne – nicht nur als „unvollendet“ angesehen werden (vgl. z. B. Habermas 1994), sondern – insb. durch die humanitären Katastrophen des 20. Jahrhunderts: Holocaust, Stalinismus, Hiroshima ... (vgl. Eßbach 2009–2010) – als widerlegt und „liquidiert“ (Lyotard 1985: 37 f.). Stattdessen werden „unsere angeblich rationalen und programmierten Gesellschaften“ (Baudrillard 1991: 88) poststruktural betrachtet durch Antagonismus (vgl. 3.2), Prestige (vgl. 4.3), Mode und Spektakel bestimmt (ebd.: 87 f.; vgl. Debord 1996). Auf diesen Verlust des

---

<sup>18</sup> Vgl. hierzu auch die Abkehr von einer zum Mythos gewordenen Rationalität und formalisierten Vernunft in der kritischen Theorie (v. a. bei Adorno & Horkheimer 1971/1944), insb. auch in Bezug auf eine Formalisierung der Sprache (vgl. Adorno 2006/1964; Pocai 2006).



rational Versteh-, Erklär- und Beeinflussbaren,<sup>19</sup> reagieren moderne Gesellschaften nach Baudrillard (1991) trotzig mit einer „Überdetermination, in einer verschärften Anwendung von Referenz-, Funktions-, Finalitäts- und Kausalitätswerten“ (ebd.: 12) und entsprechend auch sprachmagisch mit der „Übersteigerung formaler Qualitäten“ (ebd.: 10) sowie der „Hypersignifikation des geringsten Zeichens“ (ebd.: 13). Für Lyotard folgt aus diesem Scheitern des modernen Rationalisierungszwangs aber auch kein Versuch eines Rückschritts in prämoderne Mythen, sondern die postmoderne Forderung, man müsse „die Hoffnungslosigkeit als solche hinnehmen“ (Lyotard 1985: 38), und sich auch wissenschaftlich „für Unentscheidbarkeiten, Grenzen der Beherrschbarkeit“ interessieren (Frank 1988: 12).

#### 2.1.2.4 Dezentrierung von Subjekt- und Machtbegriff im Poststrukturalismus

Verbunden mit dieser Undurchschaubarkeit sprachlicher und anderer Strukturen ist auch der poststrukturalistische Ausschluss des Subjekts als souveräner sozialer Akteur und Verfügender über Macht (vgl. Münker & Roesler 2012: XIII). Genau wie Sinn und Bedeutung lassen sich auch Macht, Einfluss und Handlungsmöglichkeiten poststruktural betrachtet nicht auf einzelne Elemente zurückführen, sondern entstehen nur im „Dazwischen“, in der Struktur. Dieser Gedanke ist bereits bei de Saussure angedacht (vgl. Münker & Roesler 2012: 5), wenn er schreibt, dass sprachliche Zeichen „in einem gewissen Maße vom Willen des Einzelnen oder der Gemeinschaft unabhängig“ sind (Saussure 2001/1916: 20) – oder noch drastischer: „auch die Masse selbst kann keine Herrschaft nur über ein einziges Wort ausüben“ (Saussure 2001/1916: 83). Poststrukturelle Denker wie Baudrillard, Deleuze und Lyotard radikalisierten diesen Gedanken, wenn sie Sprache in Verbindung bringen mit der „Tücke des Objektes [...], dessen Strategie die Subjektstrategie besiegt“ (Baudrillard 1991: 7) und entsprechend „von der völligen Machtlosigkeit der Sprechenden und der vollkommenen Macht der Sprache“ ausgehen (Deleuze 1993/1969: 48). Demnach ist es ein Irrglaube, dass der Mensch „sich dieser »Sprache« zu seinen eigenen Zwecken bedient, daß das Verfehlen dieser Zwecke auf dem Mangel einer ausreichenden Kontrolle über die Sprache beruht, einer Kontrolle über die Sprache »mittels« einer »besseren« Sprache“ (Lyotard 1987: 11). Um gleichzeitig der – bei Deleuze und insb. Baudrillard drohenden – metaphorischen Gefahr der Hypostasierung und Personalisierung der Sprache als eigenständiger

---

<sup>19</sup> Ein Beispiel für diesen Verlust stellt m. E. auch die Wahl von Donald Trump zum US-Präsidenten 2016 dar, die sich auf individueller Ebene bis heute kaum rational nachvollziehen lässt, und die man vielmehr mit intuitiven Kategorien wie Aversion, Reaktanz, Humor und Unterhaltung zu beschreiben versuchen muss.



Akteurin zu entgehen (vgl. z. B. Gardt 2002: 97; Stoellger 2012: 92), schlägt Stoellger vor, Macht als modale Relation zu konzeptualisieren, die der Sprache nicht etwa gehört, sondern in ihr angelegt ist: Sprache hat nicht Macht, Sprache ist Macht. Auch hieraus folgt, dass Sprache eben nicht „vom Menschen kontrollierbar und zu seinen Zwecken einsetzbar“ ist (Gardt 2002: 94; s. 2.1.1), sondern immer wieder „den beherrscht, der sie zu beherrschen glaubt“ (Stoellger 2012: 84; vgl. Münker & Roesler 2012: 30). Die Macht der Sprache ist demnach nichts, was genutzt werden könnte, um sich passive Rezipienten unterzuordnen, um zielgerichtet deren Realität zu konstruieren, sondern in dem Moment, wo man sich der Sprache bedient, muss man sich ihrer Macht (oder besser: ihr als Macht) unterordnen.

### 2.1.2.5 Vorgängigkeit des Sinns im Poststrukturalismus

Eine weitere Perspektive, durch die Sprachmacht weder einer hypostasierten Sprache noch einem hypostasierten Sprecher als Inhaber zugeschrieben werden muss, ist die besondere Berücksichtigung der sinnstiftenden Rolle der Rezeption von Sprache. Gerade Deleuze folgert die Machtlosigkeit des Sprechenden aus der notwendigen Voraussetzung des Sinns des Gesagten beim Gegenüber: „Indem ich etwas bezeichne unterstelle ich, dass der Sinn bereits erfasst worden ist, dass er vorhanden ist“ (Deleuze 1993/1969: 48). Daraus folgt für Deleuze nicht, dass dieser Sinn unbedingt bereits vorsprachlich sein muss, doch auch sprachlich konstruierte Signifikate und Sinnzusammenhänge (vgl. Glasze 2008: 187) lassen sich nicht mit derjenigen Äußerung (geschweige denn lexikalischen Bezeichnung) konstruieren, die sie versprachlicht, denn genau in diesem Versprachlichen setzt sie diesen Sinn bereits voraus, was zu einer ewigen Regression der Sprache führt (vgl. Deleuze 1993/1969: 48). Damit sei auch die Furchtbarmachung poststrukturaler Theorien parallel zu konstruktivistischen Diskussionen um die Rolle einer kontingenten außersprachlichen Realität (vgl. 2.1.3) in aller Kürze umrissen: Ob eine Wirklichkeit außerhalb der Sprache existiert oder wirkmächtig sein kann, ist für die zu untersuchende Frage nicht entscheidend. Entscheidend ist vielmehr, festzuhalten, dass jede Realität, ob sprachlich konstruiert oder nicht, außerhalb des Signifikanten liegen muss, mit dem auf sie verwiesen wird, weshalb sie durch ihn allein nicht konstruiert werden kann. Die Machtlosigkeit des Sprechenden ist also v. a. eine Machtlosigkeit, sich mitzuteilen auf eine Art und Weise oder über einen Bewusstseinsinhalt, die oder der nicht bereits in der Sprache (des Gegenübers) angelegt ist. Diese Machtlosigkeit spricht auch Foucault an, wenn er feststellt, „daß man nicht in irgendeiner Epoche über irgendetwas sprechen kann; es ist nicht einfach, etwas Neues zu sagen“ (Foucault 1973: 68). Auch dieser Gedanke ist bereits bei Nietzsche angedacht, wenn er die Interpretation selbst als „Instrument der reaktiven Kräfte“ und der „Forderungen des Herdentriebes“ (in Hof-



bauer 1995: 156) versteht, die somit auch potenziell subversive Äußerungen rezeptiv in die bestehenden, intersubjektiv hegemonialen Kategorien überführt. Die Macht der Sprache ist somit immer auch eine „Deutungsmacht“ (Stoellger 2012: 110), deren Wirkungen nicht etwa beim Sprechen, sondern erst „in der Rezeption entstehen“ (ebd.: 111). Besonders deutlich wird dieser Punkt bei Luhmann (z. B. 1984), der Individuen (ob sprechend oder rezipierend) je als eigene personale Sinnsysteme versteht, in die sich nicht einfach von außen willkürlich einwirken lässt, sondern die sich durch sinnstiftende Selektionsprozesse in autopoietischer Selbstreproduktion sukzessive selbst erhalten und dabei allmählich wandeln (vgl. Landschoff 2021). Auch in der zeitgenössischen Linguistik wird die Bedeutung einer aktiven Rezeption für die Sinnkonstitution immer wieder relevant gesetzt – ob z. B. in Form eines „selbständig denkenden und urteilenden Staatsbürger[s]“, der „über die Wirkung bestimmter Wörter eigenständig nachdenken“ kann (Felder 2020) oder in Form aktiver, subjektiver und schwer antizipierbarer „Verstehensleistungen“ (Busse 1994: 30).

#### **2.1.2.6 Relevanz der poststrukturalen Wende für Sprachfixierungsversuche**

Den poststrukturalistischen Wandel in der Konzeption von Sinn und Bedeutung ernst zu nehmen, stellt für die hier zu untersuchenden Hoffnungen auf sprachlich herbeigeführten politischen, kulturellen oder auch nur diskursiven Wandel zunächst eine große Herausforderung dar. Besonders vor dem Hintergrund der unbeherrschbaren Machtstrukturen (s. 2.1.2.4) und der nie linearen, unidirektionalen, sondern immer kooperativen, kontingenten Sinnstiftungsprozesse (s. 2.1.2.5) einer poststruktural verstandenen Sprache lohnt es sich, noch einmal die in der Linguistik fest verankerte Metapher des SPRACHLICHEN HANDELNS zu hinterfragen. Eine Äußerung nicht nur in Laut- oder Schriftform zu materialisieren, sondern mit ihr darüber hinaus auch eine propositionale oder illokutive Wirkung zu erzielen, z. B. einem Rezipienten Wissen zu vermitteln, ist nicht simples Handeln in dem Sinne, wie es das Bewegen eines Stuhls mit der Hand ist. Denn das Gelingen von Kommunikation (das „Handeln durch Sprache“) ist immer abhängig von der aktiven Interpretationsleistung des Rezipienten, der damit kein bloßes Objekt einer Handlung ist (wie ein bewegter Stuhl), sondern immer ein Subjekt. Der Stuhl muss nichts denken oder wissen, um verschoben zu werden, doch selbst um durch die Sprache eines sprachlich „Handelnden“ auch nur enttäuscht, verletzt, empört, geschweige denn belehrt oder erhellet zu werden, muss ein Rezipient über immenses (strukturell bereitgestelltes) Vorwissen verfügen – angefan-



gen mit dem Beherrschen der jew. Sprache – und dieses aktiv einbringen.<sup>20</sup> Diese Tatsache erschwert es ungemein, selbst mit noch so viel „Macht hinter dem Diskurs“ (Reisigl 2018: 170) – also weitreichendem Zugang zum Diskurs (vgl. hierzu ausführlicher 4.2.2.5) – sprachlich zu „handeln“ in dem hier relevanten Sinne, um die eigene Perspektive in den Diskurs persuasiv einzubringen und dadurch kulturellen oder politischen Wandel gleichsam magisch herbeizuführen – insbesondere, wie sich auch weiterhin zeigen wird, mit Fokus auf einzelne Wörter.

### 2.1.3 Sprachmagie nach dem (Post-)Strukturalismus?

Der Poststrukturalismus begann mit der Einsicht eines Rückschritts des Strukturalismus vor sich selbst: Bedeutung und Sinn als Effekt der Struktur zu verstehen, bedeutet eine Abkehr von einer idealistischen und metaphysischen, oder gar abbildtheoretischen Bedeutungsauffassung. Wenn man jedoch sprachliche Strukturen isolieren und als Grundlage des Sinns fixieren will, wenn man „diejenigen Strukturen, die den Sinn erst erzeugen, selbst noch mit Sinn aufladen“ will (Münker & Roesler 2012: 31), bedeutet dies wiederum einen Rückschritt in ein metaphysisches Verständnis von Bedeutung und Sinn als Entitäten, Ingredienzien von Strukturen (vgl. ebd.: 29). Gleichsam stellt es, poststruktural betrachtet, eine Inkonssequenz dar, das Gleiten des Sinns (vgl. 2.1.2) aufhalten zu wollen, Sinnzusammenhänge fixieren, objektivieren, verallgemeinern zu wollen (vgl. Münker & Roesler 2012: 26), da es in Anbetracht der unüberwindbaren Kontingenzen und Interdependenzen von Bedeutungen in der Struktur nicht nur vergeblich ist, sondern auch eben jene verabsolutierenden und totalisierenden Tendenzen aufweist, über die der Strukturalismus hinaus zu denken versuchte (vgl. Münker & Roesler 2012: X).

Aus verschiedenen Gründen gehören derartige Verwerfungen poststrukturalistischer und gar strukturalistischer Denkweisen sowie abbildtheoretische und gleichsam magische Sprachauffassungen keineswegs nur der Vergangenheit an: „Some academics moved from understanding that form is not shackled to content to believing that changing the forms of speech would change the world, thereby ignoring the fact that signifier and signified are different things“ (Simon 2019). Entsprechend problematisiert auch Niehr (2022: 168) im Zusammenhang mit dem jüngeren sprachkritischen Phänomen des *Framing* (s. 2.1.3.5) und den damit begründeten Wortverboten, „dass sich in ihnen die Vorstellung von einer Magie des

---

<sup>20</sup> Diesen Hinweis verdanke ich meinem geschätzten Kollegen und guten Freund Jöran Land-schoff.



Wortes kristallisiert: Bereits mit dem Aussprechend des Wortes – ganz unabhängig vom Kontext – würde demnach sein diskriminierendes Potenzial freigesetzt“. Wohlgemerkt handelt es sich hierbei oftmals nicht um Konzeptualisierungen von Sinn und Bedeutung, die den (Post-)Strukturalismus explizit ablehnen. Derartige Argumentationen finden sich vielmehr in einer Art von Sprachkritik, die sich auf der Suche nach der – respektive im Kampf gegen die – Macht der Sprache (vgl. 2.1.2) durchaus poststruktural gibt und abbildtheoretische Sprachauffassungen (vgl. 2.1.1.1) nicht explizit vertritt, die andererseits „auf die argumentationsstrategischen Vorteile dieser obsoleten Theorie aber auch nicht verzichten will; die noch zu wissen vorgab, wie die Dinge bei ihrem wahren Namen heißen“ (Koperschmidt 1991: 78).

Diese Arten von Sprachkritik finden sich teilweise (!) auf beiden Seiten (!) ethisch-moralisch motivierter Wortstreite um die NS-Sprache (s. 2.1.3.3) sowie im Zusammenhang mit sogenannter *Political Correctness*<sup>21</sup> (s. 2.1.3.4). Die sprachkonservative Haltung, aus der heraus metasprachliche Akteure sich weigern, die diskursiv konventionalisierte negative Konnotation und ggf. das Verletzungspotenzial von Wörtern wie *Volk*, *Rasse*, *Homo*, *Neger* etc. anzuerkennen, indem sie stattdessen auf deren „eigentliche“ Bedeutung verweisen, ist bereits in einer umfänglichen Art und Weise zerpfückt worden, die hier nicht wiedergegeben, sondern ausschließlich bestärkt werden soll. Ferner stehen subjektives Sich-Verletzt-Fühlen durch bestimmte sprachliche Ausdrücke (vgl. Della 2014) sowie ein darauf Rücksicht nehmendes Vermeiden derselben – das soll nochmals betont werden – hier keineswegs zur Disposition. Für die darüber hinausgehende Frage nach dem potenziellen persuasiven, diskursiven, kulturellen und politischen Einfluss einzelner Wörter ist es jedoch umso wichtiger, auch die bedeutungstheoretischen Prämissen einer nicht nur rücksichtsvollen, sondern auch aktivistischen Sprachkritik zu explizieren und zu hinterfragen (s. 2.1.3.1 und 2.1.3.2).

### 2.1.3.1 Neo-whorfianischer Sprachdeterminismus auf Wortebene

Die vielerlei Sprachkritik, Wortstreiten und Bezeichnungsfixierungen zugrundeliegende Prämisse ist, dass sich über das bewusste Verbiehen oder Durchsetzen bestimmter Einzelwörter soziale Realitäten konstruieren, annihilieren oder kon-

---

21 Der Ausdruck *Political Correctness* entstand in den USA als eine ironische Selbstbezeichnung von der politischen Linken (vgl. Allan & Burridge 2007: 90 ff.; McConnell-Ginet 2020: 235), wurde zwischenzeitlich zumeist als Stigmawort verwendet (vgl. Klug 2020: 82; Fairclough 2003: 21), zunehmend jedoch auch affirmativ als Selbstzuschreibung (vgl. Kämper 2020; Stefanowitsch 2018). Hier soll er mit keiner dieser Wertungen, sondern rein beschreibend für Wortkritik in einem bestimmten Themenbereich gebraucht werden (s. u.).



trollieren ließen (vgl. Feilke 1994b: 79). Die Argumentation ließe sich demnach wie folgt abstrahieren: *Wenn Sprecher unterschiedlicher Sprachen in Abhängigkeit des jeweiligen sprachlichen Inventars die Welt unterschiedlich wahrnehmen, kann durch die Lenkung des sprachlichen Inventars innerhalb einer Sprache auch die Wahrnehmung der jeweiligen Sprachgemeinschaft gelenkt werden.* Zur Stützung dieser Prämisse wird oftmals auf lexikalisch fokussierte Interpretationen des linguistischen Relativitätsprinzips (vgl. 2.1.1.2) verwiesen. Vergleiche zwischen solchen neowhorfianischen Studien (vgl. McWhorter 2014: 7 ff.) und ihrer populärwissenschaftlichen Vermittlung sowie öffentlichen Wahrnehmung weisen jedoch eine entscheidende Kluft auf.

So bezieht bspw. Gümüşay in ihrem viel rezipierten Bestseller *Sprache und Sein* (2020) die kulturelle Wirkmacht der Sprache u. a. aus Everetts Aussagen über die Pirahã, nach denen diese weder Tempusformen noch Zahlen- oder Farbwörter kennen und deshalb auch keinen Zugang zu den entsprechenden Konzepten hätten: „Everett zufolge leben sie deshalb tatsächlich im Moment, fixiert auf die Gegenwart – das Lebensprinzip *carpe diem* ist ihnen sozusagen durch die Sprache vorgegeben“ (Gümüşay 2020: 14). Auch wenn all diese Aspekte innerhalb von Philosophie, Anthropologie und Linguistik stark kritisiert werden,<sup>22</sup> soll hier zur Illustration nur der Aspekt der Farbwörter kurz beleuchtet werden. Immer wieder wird medial auf Experimente verwiesen, in denen Angehörige von Sprachgemeinschaften, die die Farben grün und blau lexikalisch nicht unterscheiden, diese Farben auch visuell-perzeptiv nicht unterscheiden könnten. So z. B. auch Mai Thi Nguyen-Kim<sup>23</sup>, die sich (wenn auch nicht explizit) auf eine Dokumentation der BBC<sup>24</sup> bezieht, die wiederum allen voran Jules Davidoff zitiert. Das in der Dokumentation selbst vorgestellte Experiment war nach Davidoffs eigenen Aussagen (in Liberman 2015) inszeniert. Vergleichbare Studien von Davidoff und Anderen zu Farbwahrnehmungen in unterschiedlichen Sprachen zeigen jedoch ausschließlich Unterschiede in Reaktionszeiten und Fehlerhäufigkeiten für die Differenzierung von Farben zwischen Sprechern unterschiedlicher Sprachen (vgl. Roberson et al. 2005; Winawer et al. 2007); keines zeigt ein vollständiges Versagen der Farbwahrnehmung in Abhängigkeit von der jeweiligen Einzelsprache (vgl. Roberson selbst in Liberman 2015). So konkludiert Liberman (2015) für diesen Einzelfall der BBC: „As a result, the striking and impressive assertions made in the documentary must be completely discounted“. Die Studien liefern also durchaus signifikante Ergebnisse,

22 Zu sprachrelativistischen Aussagen über Einzelsprachen allgemein: s. Diagne und McWhorter in 2.1.1. Zu verheerenden Kritiken an Everett im Speziellen: s. eine gesammelte Replik u. a. von Levinson, Berlin, Kay, Tomasello, Wierzbicka etc. in (Everett 2005).

23 <https://youtu.be/r0jXfwPQW9k?t=734> (zuletzt aufgerufen am 13.12.2022).

24 <https://www.bbc.co.uk/programmes/b013c8tb> (zuletzt aufgerufen am 13.12.2022).



z. B. einen Unterschied von 0,124 Sekunden bei der Erkennung von Farben, korrelierend mit der jeweiligen Muttersprache (vgl. Winawer et al. 2007: 7782), der jedoch wesentlich kleiner ist als z. B. der Unterschied zwischen Farbwahrnehmung aus der Nähe vs. aus der Ferne (0,319 Sekunden) (vgl. ebd.). Derartige Ergebnisse liefern jedoch keinerlei Grundlage für die Annahme einer vornehmlich durch die Einzelsprache determinierten Wahrnehmung:

Even if you can, as it were, trick someone into revealing some queer little bias in a very clever and studiously artificial experiment, that weensy bias has nothing to do with anything any psychologist, anthropologist, or political scientist could show us about how the people in question manage existence. (McWhorter 2014: 28)

Süßebecker (2019: 45 f.) kritisiert den neowhorfianischen Fokus auf Farbwörter und auf die lexikalische Ebene überhaupt, da es Whorf um sprachliche Strukturen, nicht um Einzelwörter ging (ebd.: 40; vgl. 2.1.1), fasst jedoch die Sapir-Whorf-Hypothese im Allgemeinen so zusammen, „dass die Sprache also auch unsere Wahrnehmung der Welt *determiniert* und einschränkt: Wofür ich keine Wörter habe, das nehme ich nicht wahr“ (Süßebecker 2019: 39). Auch Gümüşay scheint sprachliche Relativität auf die lexikalische Ebene zu beziehen, wenn sie sagt: „Sprache verändert unsere Wahrnehmung. Weil ich das Wort kenne, nehme ich wahr, was es benennt“ (Gümüşay 2020: 11). Illustriert werden diese Aussagen oft mit Beispielen aus anderen Sprachen wie „*Gurfa*, ein arabisches Wort, steht für die Menge Wasser, die sich in einer Hand schöpfen lässt“ (Gümüşay 2020: 12) oder auch *amae*, das im Japanischen das „positive Gefühl der sozialen Akzeptanz“ bezeichnet (Schwarz-Friesel 2013). Entscheidend ist hierbei jedoch: „Dass wir kein Wort für *amae* haben, bedeutet aber natürlich nicht zwangsläufig auch, dass wir dieses Gefühl nicht erleben können und als interne Kategorie gespeichert haben“ (Schwarz-Friesel 2013: 59).

### 2.1.3.2 Radikaler Sprachkonstruktivismus auf Wortebene

Nicht nur in Verbindung den soeben beschriebenen neo-whorfianischen Ansätzen müssen Fragen wie „Was war zuerst da: unsere Sprache oder unsere Wahrnehmung?“ (Gümüşay 2020: 11), die das interessante Spannungsverhältnis von Sprache und Wahrnehmung als ein Henne-Ei-Problem darstellen, müssen zurückgewiesen werden, sofern man unter ›Sprache‹ noch ein auf Konventionen beruhendes Zeichen-System verstehen will. Es sollte unumstritten sein, dass zumindest irgendeine Form von Wahrnehmung sowohl in der evolutionären als auch in der individuellen Entwicklung des Menschen vor der Sprachentwicklung respektive dem Spracherwerb existiert haben muss. Ganz basal ausgedrückt: Wie könnten die Schallwellen des ersten Wortes wahrgenommen werden, wenn diese Wahrneh-



mung doch bereits eine Sprache voraussetzen würde (vgl. Klann-Delius 2016: 25 ff.). Gleichsam kann auch unter radikalen Konstruktivisten nicht angezweifelt werden, dass Kleinkinder schon vor dem Spracherwerb ihre Umwelt wahrnehmen. Auch auf die lexikalische Ebene bezogen, gibt es in der Spracherwerbsforschung m. W. keinen Ansatz, der das Erlernen eines Wortes (als bilaterales Gesamtzeichen) ohne vorige Wahrnehmung von dessen Referenzobjekt erklären könnte (vgl. Klann-Delius 2016: 36). Um derartige Phänomene greifbar machen zu können, ist ein Abweichen von einem radikal poststrukturalistischen Verständnis der „Unhintergebarkeit der Struktur“ (Münker & Roesler 2012: 5) möglich und ein Hinwenden zu kognitivistischen Sprachmodellen ggf. vielversprechend.<sup>25</sup> In einer Abkehr von einem rein sprachlichen Konstruktivismus hin zu kognitivistischen oder phänomenologischen Ansätzen ist jedoch keineswegs die Rückkehr zu einem Essentialismus angelegt, sondern vielmehr – wie es z. B. Laclau & Mouffe (1991: 158, 277) für die Phänomenologie von Merleau-Ponty bemerken – ein radikaler, durchaus mit poststrukturalen Ansätzen vereinbarer Bruch mit dem Essentialismus: „Das *Phänomen* wird dabei als die Stelle verstanden, an der die Verknüpfung zwischen „dem Ding“ und „dem Geist“ etabliert ist. Wahrnehmung wird als eine ursprünglichere Begründungsebene dem *Cogito* vorgeordnet“ (Laclau & Mouffe 1991: 277; Hervorhebung im Original) und entsprechend auch der Sprache. Die Henne-Ei-Frage nach dem Zusammenhang von Sprache und Realität wird zugunsten eines Primats der Wahrnehmung aufgelöst, um die dualistischen Problematiken sowohl eines Essentialismus als auch eines rein sprachlichen Konstruktivismus zu umgehen.

Wenn man also akzeptiert, dass Sprache eine Form von Wahrnehmung voraussetzt, so ist die spannende Frage, wie stark diese außersprachliche Wahrnehmung das Denken beeinflusst und welchen Einfluss die Wahrnehmung von Sprache auf diese vorsprachlich geformten kognitiven Strukturen ausüben kann. Da diese überaus komplexe Frage für die Untersuchung des wirklichkeitskonstruierenden Potenzials der Sprache zwar interessant ist, jedoch nicht in deren Zentrum liegt, soll hier nur knapp eine Tendenz umrissen werden. Für den Spracherwerb halten Tincoff & Jusczyk (2012: 432) fest: „Word comprehension requires forming representations of objects and events“. Irgendeine mentale Repräsentation des Signifikats muss also bereits vorhanden sein, damit die Bedeutung eines

---

25 Mit einem Wittgenstein'schen Fokus auf die möglichen Gebrauchsweisen von Wörtern, weg von Wortbedeutungen als Vorstellungen (s. 2.1.2), könnte die kognitivistische Frage danach, welche Vorstellung ein bestimmtes Wort evoziere, geradezu verworfen werden. Möchte man jedoch ebendieser Frage ihre gerechte Aufmerksamkeit widmen, so muss – wie im Folgenden gezeigt wird – zumindest anerkannt werden, dass die durch ein bestimmtes Wort vermeintlich evozierte Vorstellung bereits vor der Rezeption des Wortes verfügbar gewesen sein muss.



Wortes verstanden wird (vgl. auch Boas, Sapir und Wierzbicka in 2.1.1), was natürlich nicht bedeutet, dass diese Repräsentation unveränderlich wäre. Aus (post)strukturalistischer Sicht wäre gar anzunehmen, dass auch diese Repräsentation keinen gänzlich sprachexternen Referenten darstellt (vgl. Munker & Roesler 2012: 5), sondern sich wiederum aus der Differenz aufeinander verweisender Signifikanten ergibt; doch auch in diesem Fall steht fest, dass ein lexikalischer Verweis nur dann rezeptiv nachvollzogen werden kann, wenn der Referent (sei er auch sprachlich konstruiert) bekannt und mental repräsentierbar ist. Für viele Kommunikationssituationen darf jedoch nicht kategorisch ausgeschlossen werden, dass der Referent auch sinnlich (also außersprachlich) wahrnehmbar und als Objekt eines lexikalischen Verweises identifizierbar sein kann.

Der außersprachlichen Wahrnehmung zumindest eine gewisse Rolle bei der (inter-)subjektiven Konstruktion von Realität einzuräumen, auch um als Linguistik trans- und interdisziplinär anschlussfähig zu bleiben, könnte etwa auf gesellschaftlicher Ebene die Folgerung nahelegen, dass Menschen andere Menschen zwar mithilfe sprachlich – ergo arbiträr – konstruierter Unterschiede kategorisieren und diskriminieren, dass das Bedürfnis, diese sprachlichen Unterscheidungen zu konstruieren, sich jedoch wiederum an vorsprachliche Identifikations- und Abgrenzungsbedürfnisse sowie Potenziale zu diskriminierenden kognitiven Prozessen anschließen kann – etwa als ex post Rationalisierungen (vgl. auch 3.1): „Es ist jedoch nicht so, daß die Doktrinen der Verschiedenheit diese rohe Intoleranz hervorbrächten. Im Gegenteil, die Doktrinen machen sich einen bereits diffus vorhandenen Bodensatz von Intoleranz zunutze“ (Eco 1998: 105 f.), der nicht zwangsläufig sprachlich konstruiert ist.<sup>26</sup> Entsprechend plädieren auch promi-

---

<sup>26</sup> Eco (ebd.: 107) spricht dabei explizit von einer „Intoleranz [...], die ohne jede Doktrin oder Theorie allein aufgrund elementarer Triebe entsteht.“ Auch in der frühkindlichen Psychologie finden sich ernstzunehmende Hinweise auf eine angeborene Xenophobie, im Sinne einer Angst vor dem subjektiv als fremd Wahrgenommenen (vgl. z. B. Hamlin et al. 2013; Bloom 2014: 128 f.). Auch radikal optimistische humanistische Ansätze räumen diesen Umstand ein: „Babys haben bereits, bevor sie sprechen können, eine Abneigung gegen das Unbekannte. [...] Es scheint, dass wir als Xenophoben geboren werden“ (Bregman 2022: 237). Auch wenn eine solche fremdenfeindliche Tendenz nicht als sozialisiert, sondern als angeboren angenommen wird, kann die Sozialisation doch eine entscheidende Rolle als Gegenkraft gegen diese Tendenz spielen. So besagt etwa die Kontakthypothese, die inzwischen vielfach bestätigt wurde (vgl. die groß angelegte Meta-Analyse von Pettigrew & Tropp 2006), dass Fremdenfeindlichkeit durch Kontakt mit Vertretern der subjektiv als ›fremd‹ konstruierten Personengruppe stark abnimmt. Demnach ist hierfür also weniger entscheidend, wie die „Fremden“ innerhalb der „eigenen“ Gruppe genau bezeichnet werden (vgl. 4.2.2.7), sondern dass zwischen den Gruppen kommuniziert und überhaupt Kontakt aufgenommen wird, sodass die jeweiligen Gruppenkonstrukte sich auflösen und die Anderen nicht mehr als „Fremde“ angesehen werden (vgl. auch Bregman 2022: 392 f.).



nente Vertreter der prinzipiell konstruktivistisch ausgerichteten *Critical Discourse Analysis* (CDA) wie Fairclough (2003: 23) für eine „moderate form of ‘social constructivism’ [...] which recognizes that discourses may construct and reconstruct social practices, social structures and social life, but which also recognizes that there are no guarantees of such constructive effects“ und die ferner anerkennt, dass „the dialectical internalization also works ‘the other way round’, which amounts to saying that discourses do not come out of nowhere“ (ebd.). Somit kann wiederum mit Gümüşay (2020: 24) zusammengefasst werden: „Sprache ist genauso reich und arm, begrenzt und weit, offen und vorurteilsbeladen wie die Menschen, die sie nutzen“ – nicht umgekehrt verläuft die Kausalität.

### 2.1.3.3 Wortkritik bezogen auf die NS-Sprache

Nachdem nun einige Prämissen sprachmagischer Wortkritik nachgezeichnet und aus (post-)strukturalistischer Sicht z. T. verworfen wurden, stellt sich nun die Frage, in welchen Zusammenhängen auch nach der strukturalen Wende der Bedeutungstheorie eine reduktionistische Antwort auf die sprachliche Sinnkonstitution gegeben wird. Eine kleine Renaissance erlebte die lexikalisch fokussierte Sprachkritik in der Untersuchung der Sprache des Nationalsozialismus und der damit verbundenen Sprachkritik der Nachkriegszeit, die mit Tereick (2009) z. T. als sprachmagisch eingeordnet werden kann. Sie beginnt zeitlich etwa zwischen der Entstehung von Strukturalismus und Poststrukturalismus und zeigt sich entsprechend zwar von ersterem beeinflusst, erweist sich jedoch gegen zweiten bis in die heutige Zeit hinein als durchaus resistent. Das wohl prominenteste Beispiel hierfür stellt wohl das *Wörterbuch des Unmenschen* dar. Es umfasst eine Sammlung von 1945–1948 veröffentlichten Aufsätzen, in denen Sternberger, Storz & Süskind (1968/1957) dem Ziel nachgehen, „‘vergiftete’ Wörter zu finden und zu kritisieren“ (Sternberger, Storz & Süskind 1968/1957: 11). Einschlägig ist etwa die Kritik am Präfix *be-* und allen (substantivierten) Verben, die es beinhalten, insbesondere das Verb *betreuen*, das eben durch das Präfix *be-* eine „Unterwerfung des Gegenstands“ ausdrücke (Sternberger, Storz & Süskind 1968/1957: 31 f.). Derartige an der lexikalischen Ebene orientierte Sprachkritik, die die in der Verwendung sich konventionalisierende und anhand von Belegen beschreibbare Bedeutung von Verben wie *beachten*, *besuchen*, *bedienen*, *bedeuten*, *belegen* etc. übergang, löste „historische Spannung zwischen „deskriptiver“ Sprachwissenschaft und „normativer“ Sprachkritik“ (Tereick 2009: 377) aus.<sup>27</sup>

---

<sup>27</sup> So kritisierte bspw. der Politikwissenschaftler Dolf Sternberger seinen Heidelberger Kollegen und Sprachwissenschaftler Peter von Polenz auch persönlich dafür, dass er das Ehrenamt des



Der konzeptuelle Unterschied einiger gedachter sprachmagischer Funktionsweisen von Wörtern, die die Sprache des Nationalsozialismus kritisieren, zu den bisher vorgestellten sprachmagischen Vorstellungen liegt darin, dass dem jeweils kritisierten Wort die Kraft nicht immer von Beginn an zugeschrieben wird, im Sinne einer „eigentlichen“ Bedeutung (vgl. etwa Platon oder Böhme in 2.1.1). Oftmals erlangt das Wort seine schädliche Kraft – ganz im Sinne des Strukturalismus – erst gerade im Gebrauch durch die Nationalsozialisten, durch den es „verbrannt“ (Heine 2019) oder ihm „das Grundelement des nazistischen Giftes eingeflossen“ (Klemperer 1996/1947: 123) ist.<sup>28</sup> Wie in 2 einleitend beschrieben, sind derartige metaphorische Beschreibungen konventionalisierter Wortbedeutungen sehr etabliert, weil gänzlich unvermeidbar. Auch können derartige Gift-Metapher durchaus die affektive und moralische Ablehnung gegen bestimmte Wörter ausdrücken (s. 3.1.2). Wichtig ist jedoch, diese Metaphern als solche zu erkennen und zu reflektieren, dass die kritisierte Bedeutung nicht buchstäblich im Wort steckt. Denn aus dieser Erkenntnis folgt, dass sie 1. nicht zwangsläufig zusammen mit der Wortform unterdrückt werden kann, und dass sie 2. auch nicht zwangsläufig aus der Wortform (oder z. B. dem Morphem *be-*) sich eigenständig entfaltet oder wieder „ausfließt“. Wird die Metapher hingegen allzu wörtlich genommen, folgt aus solcher Sprachkritik, dass den kritisierten Wörtern selbst eine Kraft als metaphysische Eigenschaft zuzuschreiben sei, die unabhängig von der Art und Weise des Gebrauchs des Wortes (mit allen kontextuell relevanten Größen) sei (vgl. 2.1.1). Derartige Konzeptualisierungen stellen sie sich gegen das poststrukturalistische Paradigma der stets kontingenten und nicht fixierbaren, weil kontextsensitiven und gebrauchsbedingten Bedeutungen und geraten wieder in die konzeptuelle Nähe eines abbildtheoretischen, nomenklaturistischen Bedeutungsverständnisses. Somit lassen sich auch einige Formen der NS-Sprachkritik auf einem Spektrum nach wie vor relativ nahe der Sprachmagie verorten; wenn auch nicht so nahe wie viele sprachpuristische oder gar sprachmystische Konzeptualisierungen von der Macht der Worte.

In der Tatsache, dass derartige sprachmagische Kritik an Einzelwörtern immer wieder Referenzbereiche betrifft, die in der jeweiligen Sprachgemeinschaft moralisch und auch emotional sehr aufgeladen sind, deutet sich bereits

---

„Betreuungsdozenten“ angenommen habe, wo doch *Betreuung* aufgrund des Präfixes eine „Unmenschlichkeit“ ausdrücke (vgl. Polenz 2005: 102 ff.).

<sup>28</sup> Mit (Barkhausen, Bloching & Maasböl 2021) kann man auch von einer *Verdunkelung* dieser Wörter sprechen, wobei bei dem Phänomen der Verdunkelung der Fokus nicht etwa auf antizipierten schädlichen Folgen des Gebrauchs liegt, sondern auf der Untersuchung der negativen Intuitionen und Affekte, die sich diskursiv gegenüber dem jeweiligen Wort abzeichnen (vgl. Harnisch, Felder & Leypoldt 2020; s. 3.1; 5.1).



eine alternative Erklärungsdimension, die der moralischen Intuitionen, an, die in Kapitel 3.1 tiefergehend überprüft werden soll (vgl. hierzu auch Heine 2019).<sup>29</sup> Die häufig zu findende Metapher des Giftes wiederum gibt bereits einen Hinweis darauf, welcher Natur die moralische Intuition und das aus ihr resultierende Meinungsbedürfnis sind (s. 3.1.2).

#### 2.1.3.4 Wortkritik im Zusammenhang mit sogenannter Political Correctness

So überrascht es nicht, dass sich in der Auseinandersetzung nicht nur mit den Verbrechen des Nationalsozialismus, sondern auch mit aktuellen, gleichsam emotional aufwühlenden Formen rassistischer, sexistischer, queer-feindlicher etc. Unterdrückung eine bedeutende Quelle lexikalischer Wortkritik findet, die gemeinhin als *Political Correctness* (PC) bezeichnet wird. Mit Klug (2020: 81 f.) lässt sich PC als moralisch motivierte Kritik an einzelnen Lexemen, insbesondere an Personen- und Gruppenbezeichnungen, verstehen, als ein Appell zu deren Vermeidung sowie als ein Propagieren von Alternativbezeichnungen, das als meliorativ bezeichnet werden kann. Neben der bereits im Nominalismus hervorgehobenen Rolle von Nomen für Wortaberglauben und für die Antizipation rezipientenseitiger Assoziationen (vgl. Mauthner 1923: 1; Stern 2019: 225) sind es insb. auch diese Personen- und Gruppenbezeichnungen, die den Fokus der PC auf Nomen sowie auf lexikalische Einheiten allgemein erklären (Klug 2020: 83; Niehr 2020: 88).<sup>30</sup>

Eine solche Wortdebatte wird auch als „die subtilere Variante einer offenen Wertedebatte“ verstanden (Tereick 2009: 390). Regelmäßig wird Sprachkritikern daher vorgeworfen, die Kritik an Wörtern, die selbst „immer unschuldig“ seien (Schiewe 1998: 26), nur „als Aufhänger“ (Dieckmann 2006: 20) zu verwenden für eine verhüllte Kritik an den jeweiligen Sprechern und ihrer sich in den Wörtern ausgedrückten Denkweise (Tereick 2009: 378, 380). Dieckmann entgegnet bspw. zum Unwort des Jahres 1991 *ausländerfrei*, dass dieses durchaus eine ausländerfeindliche Haltung ausdrücke, in dieser seiner Funktion jedoch präzise und zuverlässig und somit eben kein Unwort sei, denn „welche andere Funktion sollte

<sup>29</sup> An dieser Stelle kann auch reflektiert werden, dass es durchaus einen Unterschied macht, von puristischer Sprachkritik oder von einer Aufarbeitung der nationalsozialistischen Sprache als „Sprachmagie“ zu schreiben bzw. zu lesen. Dieser Unterschied besteht jedoch nicht in den theoretischen linguistischen Äußerungen, die bei beiden Phänomenen vereinzelt durchaus vergleichbar sind, sondern eben in der moralischen Haltung gegenüber dem jeweiligen Referenzbereich und den jeweiligen Advokaten der Sprachkritik.

<sup>30</sup> In Kapitel 3 sollen als dritter und vierter Grund für den sprachkritischen Fokus auf Einzelzeichen weiter ausgeführt werden, welche Rolle einzelne Lexeme im Evozieren moralischer Intuitionen und entsprechender lexikalischer Vermeidungsbedürfnisse (3.1) sowie als soziopolitische Unterscheidungszeichen mit indexikalischer Verweisfunktion auf den Sprecher (3.2) spielen.



Sprache haben als eben die, das Gemeinte kenntlich und kommunizierbar zu machen“ (Dieckmann 2006: 22). Auch Robin Lakoff vertritt einen ähnlichen Standpunkt: „The presence of the words is a signal that something is wrong, rather than (as too often interpreted by well-meaning reformers) the problem itself“ (Lakoff 1973: 58).

Viele Formen politisch korrekter Sprachkritik gehen jedoch gerade über diese Ausdrucksfunktion des Zeichens, indexikalisch auf Sprechende zu verweisen und deren Haltung zum Referenten anzuzeigen (s. hierzu 3.2.1), hinaus. Vielmehr zielen sie auf die Darstellungsfunktion des Zeichens ab, den bezeichneten Sachverhalt auf bestimmte Weise für den Rezipienten zu perspektivieren. Die moralische Argumentation hinter der Sprachkritik ist dann keine deontologische Kritik an der Gesinnung des Sprechers, sondern eine teleologische Kritik an den antizipierten gesellschaftlichen Folgen durch die Wirkung des Zeichens auf den Rezipienten. So erklärt etwa Schlosser (2000: 293) ebenfalls in Bezug auf das Unwort *ausländerfrei*, dass „auch das gedankenlose Nachplappern von Wörtern“, die „dem Menschen und seiner Würde nicht gerecht werden, durchaus gefährlich“ sei. Er will ihre Wirkung als „schleichende[s] Gift“ (ebd.) verstanden wissen, das Rezipienten und Gesellschaften auch ohne ihr Wissen vergiften könne, und bezieht sich damit explizit auf Klemperers Sprachkritik, in der dieser bestimmte Wörter der NS-Zeit als Dosis Arsen beschreibt, die für sich zwar harmlos sei, jedoch „immer wieder eingenommen, zum Tod, im sprachkritischen Sinne zum Tod der Menschlichkeit führen kann“ (Schlosser 2000: 293). An derartigen Belegen zeigt sich zum einen, dass ein Fokus auf die schädliche Wirkung von Wörtern auf Grundlage ihrer frequenten Wiederholung einen etablierten Topos in wirkungsorientierten Sprachkritiken darstellt (vgl. auch Wehling 2017: 38): Wörter haben nur eine Macht über die Rezipienten, wenn sie „allzuoft gehört und nachgesprochen“ werden (Schlosser 2000: 293). Diese Folgerung der kontrollierbaren Wort-Macht aus der Repetition weist wiederum eine interessante Parallele zu vormodernen Vorstellungen von Sprachmagie und regelrechten Zaubersprüchen auf: „There often has to be a great deal of repetition, in order to intensify the power of the words“ (Crystal 1997: 8).<sup>31</sup> Entscheidender ist jedoch, dass der Metapher des *Giftes in den Wörtern* eine Bedeutungstheorie zugrunde liegt, die sich stark vom strukturalistischen Verständnis der Sinnkonstitution zwischen den Elementen abwendet und Bedeutungen stattdessen als metaphysische Eigenschaften von Buchstabenfolgen fixiert (vgl. 2.1.1).

---

<sup>31</sup> Gleichzeitig darf die Frequenz eines Wortes deshalb nicht als Epiphänomen verworfen werden; vielmehr soll den Potenzialen ihres Einflusses auf Diskurs und Kultur in den empirischen Analysen nachgegangen werden.



Eine solche abbildtheoretische Vorstellung von Bedeutung liefert die argumentativen Vorteile (s. o. Kopperschmidt 1991: 78), die es bestimmten metasprachlichen Beiträgen erlauben, Wörter nicht nur als Konsequenz, sondern v. a. als Antezedenz bestimmter, gleichsam metaphysisch „in ihnen steckender“ Gesinnungen zu verstehen und erst auf dieser stärkeren Grundlage ihre Tilgung oder Umschreibung als teleologisch-ethische Notwendigkeit einzufordern (vgl. Klug 2020: 81). Die sprachkritische Angst sowie die meliorative Hoffnung, über die Kontrolle der lexikalischen Sprachoberfläche auch die durch sie ausgedrückten gesellschaftlichen Verhältnisse sowie das Bewusstsein zu kontrollieren zu können (vgl. Tereick 2009: 389 f.; Feilke 1994b: 79), weisen Parallelen zu den Formalisierungsbestrebungen des 19. und frühen 20. Jh. auf, die versuchten, über die Beherrschung der Sprache auch Denken und Wirklichkeit beherrschbar zu machen (Gardt 2002: 93 f.; s. 2.1.1); sie drohen wiederum in ein vorstruktureles Verständnis von Bedeutung als starrer, kontext-unabhängiger Eigenschaft eines Wortes abzurutschen.

So finden sich auch bei etablierten Namen der Linguistik Formulierungen, die sich eher vor dem Hintergrund einer solchen vorstrukturellen Bedeutungstheorie verstehen lassen; gerade dann, wenn in moralisch (vgl. 3.1) und politisch (vgl. 3.2) aufgeladenen Themenzusammenhängen eine Position oder Forderung argumentativ gestützt werden soll. Dies trifft etwa auf das Gendern zu, wo sich z. B. Eisenberg (2022: 35) sicher ist: „Sprachliches Gendern vergeht sich an unserem höchsten Kulturgut und führt oftmals zu autoritärem, widerrechtlichem Verhalten“. Um diese Ablehnung des Genderns argumentativ zu stützen, erklärt Eisenberg kompositionell und sprachsystematisch, warum bspw. die Genderform des substantivierten Partizips (wie etwa *Lehrende*) die Funktionen, in denen sie gebraucht wird, gar nicht erfüllen könne, da sie sich ja morphosyntaktisch von Bildungen mit *-er*-Suffix unterscheide. So drückt eine Partizipialform nach Eisenberg (2022: 27) immer aus, dass sich die bezeichnete Tätigkeit im Verlauf befinde. Zwar erkennt er lexikalisierte Partizipialformen wie *Vorsitzender* oder *Kulturschaffender* an (vgl. Eisenberg 2022: 32), die auch für Personen verwendet werden können, die nicht gerade dabei sind, irgendwo vorzusitzen oder Kultur zu schaffen, jedoch schließt er anschließend die Möglichkeit der Lexikalisierung anderer Partizipialformen sowie eine gebrauchsbedingte Bedeutungserweiterung des Partizipialsuffix kategorisch aus: „Aber ein Lesender ist und bleibt etwas anderes als ein Leser“. Darauf, dass beide Formen – mit *-er*- oder mit *-ender*-Suffix – kontextabhängig sowohl eine prozedurale als auch eine generische Lesart nahelegen



können, geht Eisenberg kaum ein.<sup>32</sup> Für ihn steht fest: Dass man die Formen „anders und davon abweichend verwenden kann, ohne dass der Blitz einschlägt, trifft zu, ändert aber an der Bedeutung des Wortes nichts“ (Eisenberg 2022: 33). Eine neue Verwendungsform des Partizips kann nach Eisenberg (2022: 33) also nicht zu einer neuen Bedeutungskonventionalisierung führen, sondern ist ausschließlich „eine ideologisch fundierte Ableitung, die sprachwidrig ist und insofern an einem Sprachzerstörungsprozess teilhat“. Die Wort- oder Morphembedeutung wird somit von der Konventionalisierung im Gebrauch und den strukturellen Beziehungen zu anderen sprachlichen Einheiten sowie Kontextfaktoren losgelöst und als intrinsische, unveränderliche Eigenschaft der Zeichenform selbst verstanden.

Auch im ebenso moralisch und politisch umstrittenen Zusammenhang der Political Correctness finden sich auf beiden Seiten Sprachthematisierungen, die – trotz einer sonst fundierten und komplexen Sprachauffassung der jeweiligen Sprechenden – stellenweise an vorstrukturelle Bedeutungsfixierungsversuche erinnern. So fordert bspw. Kämper (2020: 57): „Political Correctness sollte gerade nicht sprecher- und situationsbedingt sein und auch keine Frage der situationsbezogenen Angemessenheit“. Sätze wie dieser legen eine Lesart nahe, bei der die vermeintliche Macht eines dekontextualisierten Einzelwortes derart verallgemeinert wird, dass alle Möglichkeiten einer sinnstiftenden Rekontextualisierung – bspw. in einer Ironisierung (s. 4.2.2.8) oder einer selbstermächtigenden Reklamation diskriminierender Beleidigungswörter (vgl. Popa-Wyatt 2020; s. 3.2.2) – ausgeschlossen werden.

Einerseits findet sich auch bei der PC im Sinne z. B. Kämpers (2020) – genau wie schon bei der NS-Sprachkritik der Nachkriegszeit – die strukturalistische diskursive Konventionalisierung einer Gebrauchsbedeutung, wenn die Wirkungsmacht einzelner Wörter von ihren „früheren Anwendungen“ (ebd.: 57) abhängig gemacht wird; andererseits finden sich jedoch auch metaphorische Beschreibungen, die eben jenes im Poststrukturalismus kritisierte metaphysische Bedeutungs-

---

32 Etwa kann auch ein Partizip eine generische Lesart erlauben, insofern bspw. *Bühnenschaffende* ihren Status als solche nicht verlieren, wenn sie nicht gerade an der Bühne schaffen, sondern z. B. im Urlaub sind, wie dieser Beleg verdeutlicht: „Seit Oktober 1938 sei der jährliche bezahlte Urlaub der Bühnenschaffenden festgelegt“ (Archiv der Gegenwart, 2001 [1939], zitiert nach DWDS: <https://www.dwds.de/wb/B%C3%BChnenschaffende>; zuletzt aufgerufen am 23.07.2023). Umgekehrt kann auch eine Form auf -er eine rein prozedurale Lesart erfordern. So bezieht sich etwa ein Verkehrsschild mit der Aufschrift *Linienverkehr und Radfahrer frei* (vgl. [https://de.m.wikipedia.org/wiki/Datei:Zusatzschild\\_-\\_Linienverkehr\\_und\\_Radfahrer\\_frei.svg](https://de.m.wikipedia.org/wiki/Datei:Zusatzschild_-_Linienverkehr_und_Radfahrer_frei.svg); zuletzt aufgerufen am 13.07.2023) ausschließlich auf Menschen, die im jeweiligen Moment Rad fahren, und nicht auf solche, die sich prinzipiell als Radfahrer verstehen (etwa Hobby- oder Profiradfahrer) aber mit dem Auto durchfahren wollen.



verständnis nahelegen, wenn des Wortes „Geschichte in den Namen selbst eingezogen ist“ (Butler 2022: 63) und Bedeutung somit als absolute, bedingungslose Eigenschaft des einzelnen Ausdrucks selbst und nicht etwa der kontingenten, ständig sich wandelnden Struktur (s. 2.1.2) verstanden wird. Nur unter einer dergestalt abbildtheoretischen Lesart solcher Metaphern, dass nämlich die durch ein Wort hervorgerufenen Vorstellungen vorhersagbar, verallgemeinerbar und somit kontrollierbar seien (vgl. Gardt 2002: 91; s. 2.1.1), lassen sich sprachkritische Forderungen nach dem kontext-unabhängigen Vermeiden bestimmter Ausdrücke teleologisch anstatt deontologisch verargumentieren. Den Vorwürfen von „Sprachnörglernörgler[n]“ (Stefanowitsch 2008), die Kritik am Wort verschleierte nur eine zugrundeliegende Kritik an der dahinterstehenden Gesinnung, wird damit entgegnet, dass es nicht um diese gesinnungsethische Frage ginge, sondern darüber hinaus vielmehr um die verantwortungsethische Frage des Sprechers nach den „(voraussehbaren) Folgen seines Handelns“ (Weber 1994: 232; vgl. Kämper 2020: 65). Werden diese antizipierbaren Folgen ausschließlich als negative subjektive Wirkungen verstanden, „die musterhaft aufseiten derjenigen verursacht werden, die sich als Referenz sprachlichen Handelns erkennen“ (Klug 2020: 85), wie es in vielen Sprachkritiken, die als *PC* bezeichnet werden, der Fall ist, so sind dies ausdrücklich nicht die Wirkungen, die hier hinterfragt werden sollen (vgl. hierzu nochmal 3.1). Eine weit verbreitete Variante von *PC* konzeptualisiert jedoch auch die Darstellungsfunktion einzelner Wörter als eine solche voraussehbare Folge auf die Psyche gleichsam passiver, geradezu willenloser Rezipienten, um daraus verantwortungsethische Imperative abzuleiten. Ähnlich lässt sich auch die folgende Passage deuten:

„Verantwortungsethisch“, also im Sinne Max Webers mit dem Bewusstsein von Folgen gesprochen, steht im Zusammenhang mit der grundlegenden Erkenntnis: Wirklichkeit wird gesellschaftlich [...], also mit Sprache geschaffen [...]. Wirklich ist überhaupt erst, worauf wir sprachlich Bezug nehmen. Wie diese Wirklichkeit beschaffen ist, hängt davon ab, wie sprachlich auf diese Bezug genommen wird. Dies können bereits einzelne Wörter leisten (Kämper 2020: 56).

In diesem Falle wird die zugrundeliegende Prämisse für die vorliegende Untersuchung von Relevanz – polemisch ausgedrückt: *Da alles sprachlich konstruiert ist, sind Wörter die Ursache allen Übels in der Welt; wenn wir sie ändern, ändern wir die Welt.* Eine solch lineare, gleichsam sprachmagische Kausalisierung von Wort-Welt-Zusammenhängen widerspricht einer poststrukturalen Auffassung der Unkontrollierbarkeit kontingenter Sinnzusammenhänge und eines nicht mehr souveränen Subjektes, wird im Poststrukturalismus jedoch bezeichnenderweise überzeugend vorhergesehen. Mit Baudrillard gesprochen:



Unsere paradoxe Lage sieht folgendermaßen aus: weil nichts mehr Sinn hat, muß alles perfekt funktionieren. Weil es kein verantwortliches Subjekt mehr gibt, muß jedes noch so minimale Ereignis mit aller Macht irgend jemandem oder irgendeiner Sache zugeordnet werden – jeder ist verantwortlich, es gibt eine maximale flottierende Verantwortlichkeit, die bereit ist, jeden beliebigen Vorfall zu besetzen. (Baudrillard 1991: 43)

Zugleich haben Versuche, über das Tilgen oder Ersetzen einzelner Wörter proaktiv Kontrolle über die Beschaffenheit der sozialen Realität zu gewinnen, den sprachmagischen Aspekt, die wirklichkeitskonstituierende Macht der Sprache nicht mehr in der Struktur selbst zu verorten, der das Individuum ausgeliefert ist (vgl. Baudrillard 1991; Deleuze 1993 etc.), sondern wieder, wie in vorstrukturaler Sprachmagie (s. 2.1.1), aufseiten souveräner „Akteure, die Sprache benutzen – und die mit Sprache Wirklichkeit schaffen“ (Kämper 2020: 64) – zwischen sprachlichen Magiern und sozialen Ingenieuren.

### 2.1.3.5 Wort- und Sprecherkritik unter dem Label des „Framings“

Ein vorstrukturalistischer Begriff von der konstruktiven Macht einzelner Sprecher und Wörter findet sich auch in anderen umstrittenen oder emotional aufgeladenen Meta-Diskursen, die nicht zwangsläufig im Zusammenhang mit Political Correctness wahrgenommen werden. Kritisch wird es oftmals, wenn aus semantischen *Frames* im Sinne intersubjektiv geteilter, jedoch kontingenter Wissensstrukturen, ein *Framing* wird – im Sinne einer linearen sprachlichen Manipulation nach dem Schema *Produzent A framet Sachverhalt X für Rezipient(en) B-n*. Ein solcher Framing-Begriff ist auch im deutschen Sprachraum zunehmend populär geworden (vgl. z. B. Wehling 2017; Schmitt 2021), insb. „bei Nicht-Linguisten, etwa bei Politologen [...], unterschreitet jedoch die Differenzierungsmöglichkeiten eines Frame-Ansatzes“ (Busse 2017: 24) im sprachwissenschaftlichen Sinne, da er die Tendenz hat, Sprechende bei der Sinnstiftung zu verabsolutieren und Rezipierende sowie jegliche strukturelle Kontingenzen dabei auszublenden (s. ausführlicher in 2.2.1). Gleichsam wird die instruktive und konstruktive Macht der Sprache bisweilen nicht nur auf einzelne Akteure, sondern auch auf einzelne Wörter reduziert. So kritisiert bspw. auch Weinert in Bezug auf bestimmte Wörter im Corona-Diskurs: „Worte sind nicht ansteckend, doch sie übertragen eine Haltung, die sich schnell verbreiten kann“ (Weinert 2021: 2).<sup>33</sup> Eine komplexe Struktur aus einander bedingenden Elementen, aus der aktive Rezipienten im Zusammenhang mit individuellen Wissensbeständen emergent einen Sinn stiften können, wird in derartigen Postulaten verworfen zugunsten des Atavismus einer Haltung, die no-

---

<sup>33</sup> Weinert zitiert hier affirmativ einen taz-Artikel von Wiedemann vom 27.03.2020: <https://taz.de/Sprache-in-der-Corona-Krise/!5670654/> (zuletzt aufgerufen am 12.12.2022).



menklaturistisch in einem Wort als deren eigenstes Attribut stecken und von diesem mechanisch übertragen würde.

### 2.1.3.6 Elitäre Tendenzen von Sprachmagie und Sprachkritik

Aus einer mechanistischen Reduktion der Macht der Sprache auf die Macht einzelner Sprechender durch die Verwendung einzelner Wörter ergibt sich die Frage, wer die Akteure sind, die sich als soziale Ingenieure die Macht der Sprache aneignen können, und wer die Rezipienten, die dieser sprachlichen Manipulation scheinbar hilflos ausgeliefert sind. Wenn Weinert (2021: 3) weiter kritisiert: „manchen Leuten ist es vollkommen egal, welche Begriffe mit welchen Wirklichkeiten zusammenhängen“<sup>34</sup>, so bezeugt dies nicht nur eine abbildtheoretische Vorstellung von gleichsam natürlich zusammenhängenden Zeichen und Wirklichkeiten, sondern auch eine elitär anmutende Überhebung über ebendiese *manche Leute*, die Wörter in der Bedeutung gebrauchen, die sich für sie aus deren früheren Gebrauchskontexten konventionalisiert, und sie nicht auf mögliche etymologisch, metaphorisch oder kompositionell ableitbare Bedeutungspotenziale analysieren (können).<sup>35</sup> Im selben Schritt wird „Gesellschaft“ als eine intelligible Struktur behauptet, die auf der Basis bestimmter Klassenpositionen intellektuell beherrscht und durch einen stiftenden Akt politischer Natur als eine rationale und transparente Ordnung wiederhergestellt werden könnte“ (Laclau & Mouffe 1991: 34) – aber eben nur aus einer bestimmten intellektuellen Klassenposition heraus. Damit greifen mehr oder minder sprachmagische Postulate der Neuzeit auch diesen elitären Aspekt einer vorstrukturalen Sprachmagie wieder auf, nach dem nur die Gebildeten verstehen könnten, was ein Wort „eigentlich“ bedeute (s. 2.1.1). Eine weitere Parallele zieht diese sprachmagische Form des Social Engineering zur Lippmann’schen (1922) Idee der *verwirrten Herde*, die v. a. Chomsky kritisiert. Demnach könne nur eine kleine spezialisierte Klasse die „Angelegenheiten der Allgemeinheit“ (Chomsky 2003: 31) verstehen und lenken, denen alle anderen planlos ausgeliefert seien als „verwirrte Herde [...], von deren »Getrampel und

<sup>34</sup> Weinert zitiert hier wiederum Lenz im Tagblatt vom 14.03.2020: <https://www.tagblatt.ch/kultur/sprachliche-moden-und-marotten-corona-zeigt-wie-unsensibel-wir-mit-sprache-umgehen-ld.1203579> (zuletzt aufgerufen am 23.12.2022).

<sup>35</sup> Ebendiese Überhebung findet sich – sogar in sehr ähnlichen Worten – auch schon bei Platon (1861: 414): „dergleichen, denke ich, tun die, welche sich um die Richtigkeit nichts bekümmern, sondern nur der Stimme wohlzutun wollen, und deshalb oft soviel zu den ersten Namen hinzutun, daß zuletzt kein Mensch mehr verstehen kann, was das Wort sagen will“ (s. 2.1.1).



Gelärm« wir, die Spezialisten uns schützen müssen“ (Chomsky 2003: 31).<sup>36</sup> Einen ähnlichen Weg drohen Intellektuelle einzuschlagen, wenn sie gebrauchsbedingte, konventionalisierte Wortbedeutungen verwerfen und stattdessen einen privilegierten Einblick in die geheimen, aber „eigentlichen“ Wirkmächte einzelner Wörter für sich in Anspruch nehmen, denen die ahnungslosen „Anderen“ aufgrund ihrer Ungebildetheit ausgeliefert seien, sie selbst jedoch nicht (vgl. hierzu auch Musolff in 2.2.1).

### 2.1.3.7 Sprachkritik jenseits von Bevormundung und Wortverboten

Ähnlich wie bei anderen sprachkritischen Fragen wird auch in Bezug auf die vermeintliche Wirkmacht einzelner Ausdrücke in der Linguistik die Haltung vertreten, dass Ratgeber die Sprachgemeinschaft nicht „bevormunden oder auf die Übernahme einer Position abrichten“ sollten (Felder 2022a: 202). Felder plädiert stattdessen dafür, die Subjekte einer Sprachgemeinschaft auch in der Rolle als Rezipierende ernst zu nehmen, denn diese suchen „die Wahrheit nicht im Wort selbst, sondern in der Angemessenheit zwischen Wortwahl und Inhalt in Abhängigkeit von Situation und sozialer Beziehung der beteiligten Akteure“ (Felder 2022a: 202). Insofern darf die antizipierbare Wirkungsmöglichkeit von Sprache, v. a. von einzelnen Wörtern, auf das Denken und Handeln mündiger Subjekte (nicht willenloser Objekte im Sinne einer verwirrten Herde) einzuwirken, nicht überschätzt werden (vgl. Tereick 2009: 396).

Entsprechend werden simple Wortverbote in einer linguistisch orientierten Sprachkritik meist abgelehnt (vgl. Niehr 2020: 88, 94; Klug 2020: 83), genauso wie Wortfixierungen, die einen bestimmten Wortgebrauch vorschreiben sollen, „weil mit ihm angeblich eine klar benennbare Assoziation in allen Rezipientenköpfen entstehen würde“ (Felder 2022c: 561 f.). Lexikalisch fokussierte Ratgeber oder gar Vorschriften, die Kontext ignorieren, können zu einer „mechanischen Substitution“ (McConnell-Ginet 2020: 233; eigene Übersetzung, S.B.) führen, die weder den gewünschten Effekt auf die sprachliche Konzeptualisierung des jeweiligen Sachverhaltsbereichs hat, noch sprachliche Diskriminierung vermeiden kann. Schließlich kann mit jedem Wortschatz durch entsprechende Kontextualisierung – ob aus bösem Willen oder aus Ignoranz – verletzend, herabwürdigend oder zumindest ambivalent gesprochen werden (vgl. Zifonun 2016: 26; Simon 2019).

Für eine „linguistisch fundierte Sprachkritik“ (Niehr 2020: 94) bzw. eine „pragmatisch reflektierte Sprachkritik“ (Feilke 2018: 9 in(Felder 2022a: 203) sowie für

---

<sup>36</sup> Lippmann bezieht sich damit explizit auf Platon (1861: 414), bei dem die „eigentliche“ Wortbedeutung vor dem Sinn-entstellenden Gebrauch durch die Ungebildeten geschützt werden müsse (vgl. Žižek 2018: 347 f.).



eine empirische Analyse der verletzenden und der wirklichkeits-konstruierenden Potenziale von Sprache bedeutet dies, dass die lexikalische Ebene transzendiert werden muss, um „die pragmatische Funktion der im Fokus stehenden lexikalischen Einheiten sowie deren Ko- und Kontext in die Analyse mit einbeziehen“ (Niehr 2020: 88) zu können in eine Gesamtbetrachtung des „Sprecher-Hörer-Wort-Welt-Verhältnisses“ (Felder 2022a: 199). Für aktivistische Diskursakteure andererseits, die mit Referenzfixierungsversuchen auf den Diskurs und somit auf soziale Realitäten einwirken wollen, folgt aus der kontext-abhängigen und gebrauchsbedingten Wirkmacht einzelner Wörter: „Stipulating that a particular form has a particular meaning can work if [and only if!] a community can be recruited that will use the form with that meaning, develop a conventional linguistic practice supporting that meaning“ (McConnell-Ginet 2020: 243). Jenseits der hier untersuchten Darstellungsfunktion von Zeichen spielen hierbei politische sowie politolinguistische Faktoren eine entscheidende Rolle, die in Kapitel 3.2 behandelt werden sollen.

#### 2.1.4 Zwischenfazit: Charakterisierung des Konzepts der Sprachmagie

Insgesamt lässt sich das Phänomen der Sprachmagie, wie es hier gefasst werden soll, aus den bisherigen Erkenntnissen folgendermaßen charakterisieren: In Kapitel 2.1.1 wurde vorgestellt, dass Sprachtheorien zwei Bedingungen erfüllen müssen, um als „Sprachmagie“ im hier verstandenen Sinne zu gelten (s. 2.1.1, I und II). Als ein Zwischenfazit lassen sich aus der einschlägigen Literatur nun weitere Differenzierungen in Bezug auf (I) die Wirkmächtigkeit sprachlicher Elemente und (II) die Fixiertheit des Zusammenhangs von Signifikant und Signifikat vornehmen (s. Tabelle 2 auf S. 60): Erstere kann aus sprachlichen, insbesondere grammatischen Strukturen einer Einzelsprache (*langue*) erwachsen (I.2), wie es etwa bei Humboldt, Sapir und Whorf, aber auch in nationalistischem und kolonialistischem Sprachpurismus konzeptualisiert wird (s. 2.1.1.2); oder aber die Wirkmächtigkeit der Sprache wird auf einzelne Sprachzeichen (Lexeme, Morpheme) reduziert (I.3), wie dies wiederum in einigen sprachpuristischen, sowie in platonischen und sprachmystischen Bedeutungstheorien geschieht (s. 2.1.1.1), aber auch bei solchen, die sich vermeintlich auf Sapir und Whorf stützen (vgl. Süßebecker 2019: 45 f.; s. 2.1.3.1). Auch wenn an Vorstellungen nahe I.2 viel berechnete Kritik geübt wurde, die im Rahmen dieser Arbeit geteilt wird – da sie bereits eine Art Struktur in der Sprache sehen (wenn auch in der Einzelsprache (*langue*) und nicht etwa, wie im (Post-)Strukturalismus, in der Sprache als solcher (*langage*), vgl. 2.1.2) und die instruktive Macht der Sprache somit komplexer konzeptualisieren als nur auf der lexikalischen Ebene, sollen sie im Sinne der Gradualität dieses Phänomens als schwächer sprachmagisch gelten. Vorstel-



lungen nahe I.3 hingegen, aus denen oftmals nicht hervorgeht, woher Einzelzeichen ihren kontextunabhängigen Effekt beziehen sollen, gelten hier hingegen als stärker sprachmagisch, denn nur sie präsupponieren die Fixiertheit des Zusammenhangs von Signifikant und Signifikat (II).

Diese kann wiederum diskursiv und gebrauchsbasiert hergeleitet werden, muss dann jedoch auf einen bestimmten historischen Gebrauchszusammenhang fixiert werden, sodass die Bedeutung als eine dem Wort nunmehr immanente Eigenschaft angesehen und die Möglichkeit des Bedeutungswandels durch veränderte Gebrauchsbedingungen ausgeschlossen wird (II.2). Diesem Bedeutungsverständnis lassen sich nicht nur einige Sprachkritiken der NS-Sprache zuordnen (z. B. Klemperer 1996/1947; Sternberger, Storz & Süskind 1968/1957) (s. 2.1.3.3), sondern auch bereits Humboldts Theorien, wenn er die Sprache zwar als „Abdruck des Geistes“ versteht (zit. n. Werlen 2002: 141), jedoch nicht als ein „fertiges Werk (ergon), sondern eine fortwährende Tätigkeit (energeia) des Menschen“ (Gardt 2002: 97) (s. 2.1.1.2). Oder aber die Bedeutungsfixiertheit wird ontologisch, gleichsam metaphysisch durch die Wirklichkeit oder eine andere höhere Instanz vorgegeben (II.3), wie dies etwa in Platons *Kratylos* oder bei Böhmes Sprachmystik der Fall ist (s. 2.1.1.1). Auf einer graduellen Skala der Sprachmagie muss diese Konzeption II.3 als weit stärker sprachmagisch bewertet werden als II.2, da letztere keinen objektiven, sprecherunabhängigen, sondern einen prinzipiell gebrauchsbasierten Zusammenhang von Signifikant und Signifikat vorsieht, auch wenn diese gebrauchsbasierte Bedeutungskonstitution ab einem gewissen Punkt der vermeintlichen Bedeutungsfixierung konzeptuell gekappt wird.

Als dritter Aspekt der Sprachmagie stellt sich die Frage der Positionierung der Macht der Sprache: Wird die Macht der Sprache in einzelnen Ausdrücken verortet (s. II), über die sie von Sprechenden angeeignet werden könnte, können diese Ausdrücke einerseits als diskursiv umkämpfte Ressourcen angesehen werden, wie dies z. B. bei Formalisierungsbestrebungen der Fall sein kann (s. 2.1.1.1, 2.1.3.4), deren Misslingen beklagt wird (III.2). Andererseits setzen regelrechte Zaubersprüche, die durch aktive Zauberende beliebig eingesetzt werden können (s. 2.1.1.1), aber auch moderne Verständnisse von „Framing“ im Sinne eines Social Engineering (s. 2.1.3.5) eine Macht der Sprechenden über die Sprache voraus, sowie über andere Sprachteilnehmer, die dieser Macht willenlos ausgeliefert seien (III.3). Demgegenüber verorten v. a. poststrukturalistische (Lyotard, Baudrillard, s. 2.1.2.4) aber auch schon einige romantische und relativistische (Humboldt, Whorf, s. 2.1.1.2) Ansätze die Macht zwischen den Sprechern, aufseiten der Sprache (III.1), sodass jene diese nicht etwa kontrollieren können, sondern ihrem Determinismus geradezu ausgeliefert sind (vgl. Gardt 2002: 94 f.).



**Tabelle 2:** Die drei Dimensionen der Sprachmagie.

I. Wie entstehen die Effekte der Sprache? (auf Kognition, Kultur oder „die Welt“ in sonstigen Konzeptualisierungen)		
I.1 Effekte entstehen durch die Gesamtheit der sprachlichen Struktur.(nicht sprachmagisch)	I.2. Effekte entstehen durch grammatische Besonderheiten der jeweiligen Einzelsprache. (schwächer sprachmagisch)	I.3. Effekte entstehen durch Einzelzeichen bzw. durch Wörter. (stärker sprachmagisch)
II. In welchem Zusammenhang stehen Zeichenform (Ausdruck) und Zeicheninhalt (Bedeutung)?		
II.1 Der Zusammenhang von Ausdruck und Bedeutung ist arbiträr und einer immerwährenden Konventionalisierung im Sprachgebrauch ausgesetzt. (nicht sprachmagisch)	II.2. Die Bedeutung ist dem Ausdruck durch einen bestimmten Gebrauch eingeflossen ist nun fest diesem verbunden. (schwächer sprachmagisch)	II.3. Die Bedeutung ist dem Wort (bzw. das Wort dem Gegenstand als dessen „richtiger Name“) von Natur aus angelegt. (stärker sprachmagisch)
III. Wo ist die Macht der Sprache zu verorten?		
III.1 Die Sprache selbst ist eine strukturelle Macht ohne Zentrum, von dem aus sie kontrolliert werden könnte. (nicht sprachmagisch)	III.2 Die Macht der Sprache steckt in bestimmten Ausdrücken, in denen diskursiv um sie gekämpft wird. (schwächer sprachmagisch)	III.3. Die Macht der Sprache steckt in bestimmten Ausdrücken. Einige Akteure eignen sie sich an, andere sind ihr ausgeliefert. (stärker sprachmagisch)

## 2.2 Linguistischer Teil: Wörter, die sich selbst erklären?

In Kapitel 2.1 wurden einige Faktoren genannt, die die sprachliche Sinnstiftung außerhalb der lexikalischen Ebene und sogar außerhalb der Sprechenden verorten ließen. In diesem Teil soll dementsprechend von linguistischer Warte aus die Frage aufgegriffen werden, welche Möglichkeiten der selektiven Perspektivierung und Konzeptualisierung eines Referenten es auf lexikalischer Ebene gibt. Ein Blick auf saliente und umstrittene Wörter, z. B. auf die Unwörter des Jahres von 2019–2022, lässt hier ein bestimmtes Muster erkennen: *Zeitenwende*, *Wellenbrecher*, *Respektrente*; *Pushback*, *Corona-Diktatur*, *Klimahysterie*. Erstens sind all diese Ausdrücke Nomen, was wohl auf die in 2.1 beschriebene Eigenschaft von Nomen zurückzuführen ist, Entitäten als deren Referenten zu suggerieren und somit Wortaberglauben hervorzurufen (vgl. Mauthner 1923). Zweitens sind all diese Ausdrücke Komposita, was zum einen wiederum mit der Häufigkeit von Nomen zusammenhängt, und zum anderen Fragen nach dem Verhältnis von



Kompositionalität und Arbitrarität aufwirft (2.2.2). Und drittens weisen viele der Ausdrücke Formen des uneigentlichen, vergleichenden oder metaphorischen Sprechens auf, die Aspekte aus einer Wissensdomäne (z. B. DIKTATUR oder HYSTERIE) auf eine andere Wissensdomäne (z. B. CORONA oder KLIMA) beziehen (2.2.1). Im Folgenden sollen also die sich aus 2.1 ergebenden Phänomene der Rezipienten-, Kontext- und Gebrauchsabhängigkeit zu den beiden Möglichkeiten der lexikalischen Sinnstiftung, Metaphorik und Kompositionalität, ins Verhältnis gesetzt werden.

### 2.2.1 Metaphern und metaphorische Ausdrücke

Viele Wörter, über deren diskursive Wirkmacht gestritten wird, haben eine entscheidende Gemeinsamkeit: Metaphorik. Für die hier vorgestellten Metapherntheorien gilt die folgende Minimaldefinition: „Eine Metapher ist ein sprachliches Bild, das zwei Begriffe oder Gedanken miteinander verbindet, die eigentlich nichts miteinander zu tun haben“ (Spieß 2015: 328). Dabei besteht diese Verbindung in klassischen Metapherntheorien darin, dass Wissensbestände aus einem konkreteren Erfahrungsbereich (Quelldomäne) auf einen abstrakteren Bereich (Zieldomäne) als geteilte Bedeutungsaspekte übertragen werden.<sup>37</sup> Dies lässt sich auf der Metaebene am Beispiel der CONTAINER-Metapher erklären, die bisher implizit hinterfragt worden ist (s. 2.1): In dieser Metapher wird die Eigenschaft von Behältern, eine Entität unverändert zu beinhalten, auf sprachliche Ausdrücke übertragen (vgl. Lakoff & Johnson 2003: 127), die ihre Bedeutungen als gleichsam metaphysische Entitäten, als „Zeicheninhalt“ „haben“. In diesem Beispiel zeigt sich auch die Problematik bei der Untersuchung von Metaphorik: Nicht nur, dass Abstrakta ausschließlich metaphorisch, nicht „buchstäblich“ – wie auch immer man diese Metapher verstehen mag – bezeichnet werden können (vgl. Lakoff & Wehling 2008: 14); überhaupt sind die menschliche Sprache sowie das sprachliche Denken „metaphorisch durch und durch“ (Stern 2019: 228; eigene Übersetzung, S.B.; vgl. auch Nietzsche 1873: 2–6), was eine trennscharfe Unterscheidung zwischen metaphorischer und nicht-metaphorischer Sprache notgedrungen willkürlich macht (vgl. Barkhausen, Bloching & Engeler 2023: 132).<sup>38</sup>

Da die kognitive Übertragung einzelner Bedeutungsaspekte, wie noch gezeigt wird, auch frame-semantische Dynamiken hat, sind es oft Metaphorik und andere

---

<sup>37</sup> Somit war bzw. ist das Wort *Metapher* (genau wie seine Umschreibungen *Verbindung*, *Übertragung*) selbst eine Metapher: vgl. griech. *metaphorá* (μεταφορά): ‚das Weg- und Anderswohin-tragen‘; abgeleitet von griech. *phérein* (φέρειν) ‚tragen‘ (<https://www.dwds.de/wb/Metapher>).

<sup>38</sup> Vgl. hierzu auch Mary Hesses Kritik an der Unterscheidung zwischen metaphorischer Alltagssprache und nicht-metaphorischer Wissenschaftssprache (z. B. in Frank 1988: 13).



Formen abstrakten oder „uneigentlichen Sprechens“, die hinter der Bewertung einer Sprachhandlung oder eines Wortes als „Framing“ stecken. Ob Quell- und Zieldomäne sowie die jeweils übertragenen Elemente gut genug zusammenpassen, damit die Metapher als angemessen bewertet werden kann, kann entsprechend intersubjektiv ausgehandelt und strittig bewertet werden. In Anlehnung an Diagnes (2019: 96) Beobachtung, „dass es etwas wie ein Wort, das an und für sich abstrakt ist, gar nicht gibt: Es ist die Verwendung, die abstrakt ist“ (vgl. 2.1.1), gilt also auch, dass ein Wort, nicht einfach eine Metapher sein kann: Die Metaphorik liegt im Referieren auf einen i. d. R. abstrakteren Referenten (Zieldomäne) durch einen Ausdruck mit einer i. d. R. konkreteren Bedeutung (Quelldomäne). Dafür, dass dennoch über einzelne Ausdrücke als Stellvertreter ganzer Metaphern gestritten wird, lassen sich zumindest zwei Gründe anführen: Erstens lexikalisieren diese Ausdrücke durch konventionalisierten metaphorischen Gebrauch eine der Zieldomäne nahe Bedeutung;<sup>39</sup> und zweitens können einzelne Ausdrücke qua Kompositionalität eine metaphorische Bedeutungsübertragung zwischen ihren Gliedern herstellen, wie in 2.2.2 genauer beschrieben werden soll.

Eine für die Frage nach der instruktiven und konstruktiven Wirkmächtigkeit von Metaphern grundlegende und oft angeführte Theorie (vgl. z. B. Wehling 2017) ist die *Conceptual Metaphor Theory (CMT)* (vgl. Lakoff & Johnson 2003). Grob gefasst besagt sie, dass Metaphern nicht nur eine sprachliche Übertragung von einem konkreten Sachverhalt zu einem abstrakten darstellen, sondern auch in einem gedanklichen: „The essence of metaphor is understanding and experiencing one kind of thing in terms of another“ (Lakoff & Johnson 2003: 5). Kognitive Metaphern werden in der Tradition der CMT entsprechend meist als Satz formuliert in der Art ZIELDOMÄNE IST QUELLODOMÄNE. Für die vorliegende Frage nach der Rolle einzelner lexikalischer Einheiten für die sprachliche Konstruktion von Realität sind im Folgenden insb. drei Aspekte (---) der CMT von Interesse sowie drei weitere Aspekte (---), die v. a. unter Rückgriff auf diskursiv orientierte Metapherntheorien ergänzt werden müssen:

- die Vorgängigkeit perzeptiver (auch außersprachlicher) Sinnzusammenhänge, auf denen metaphorische Übertragungen basieren (s. 2.2.1.1),
- die kulturabhängige Variation und entsprechende Ausdrucksfunktion kontingenter Metaphern (s. 2.2.1.2),
- die Frage nach der Möglichkeit der Konstruktion sozialer Realität durch den Gebrauch „entsprechender“ Metaphern (s. 2.2.1.3)

---

<sup>39</sup> Da das Phänomen der Konventionalisierung von Bedeutung sich nur unter Berücksichtigung aller weiteren zu behandelnden theoretischen Aspekte angemessen beschreiben lässt, wird dieser Aspekt erst in Kapitel 4 wieder aufgegriffen.



- die Ko-Konstruktion von Metaphern durch die Rezipierenden (s. 2.2.1.4),
- die kontext-sensitive Perspektivierung und Aspektualisierung potenzieller Metaphernbedeutungen (s. 2.2.1.5) sowie
- die auf derartigen Gebrauchsweisen basierende, emergente Lexikalisierung des metaphorischen Ausdrucks und seiner Bedeutung (s. 2.2.1.6).

### 2.2.1.1 Außersprachliche Grundlagen für metaphorische Übertragungen

Bereits in ihrem die CMT begründenden Werk betonen Lakoff & Johnson mehrfach, dass eine metaphorische Sprache nicht willkürlich Sinnzusammenhänge erzeugen kann, sondern sich vielmehr auf bereits bestehende, kognitiv vorherrschende Sinnzusammenhänge beruft. „The concept is metaphorically structured, the activity is metaphorically structured, and, **consequently**, the language is metaphorically structured“ (Lakoff & Johnson 2003: 5; Herv. von mir, SB). Entsprechend entsteht die kognitive Verbindung von Quell- und Zieldomäne einer Metapher nicht erst in der Sprache, die diese erst ausdrückt, sondern bereits zuvor durch unmittelbare „Erfahrungen in der Welt“ (Lakoff & Wehling 2008: 17) – nach dem neuronalen Prinzip „fire together, wire together“ (ebd.: 18). Die der CMT zugrundeliegende kausale Priorisierung vorsprachlicher Erfahrungen<sup>40</sup> passt somit nicht nur in die aus 2.1.2 und 2.1.3 resümierte Vorgängigkeit des Sinns, der nicht mit den sprachlichen Zeichen konstruiert werden kann, die auf ihn verweisen und ihn dadurch bereits voraussetzen. Ferner geht er auch über die ange deutete Gleichgültigkeit darüber, ob dieser vorgängige Sinn wiederum sprachlich konstruiert ist oder nicht, hinaus – und zwar dergestalt, dass für eine Vielzahl von (insbesondere universellen) Metaphern eine außersprachliche Wahrnehmung der physischen Umgebung als deren Ursache postuliert wird (vgl. Lakoff & Johnson 2003: 146). Beispiele hierfür wären kognitive Metaphern wie MEHR IST OBEN (vgl. Lakoff & Wehling 2008: 16), ZUNEIGUNG IST WÄRME (vgl. ebd.: 21) oder STREITEN IST KÄMPFEN (vgl. Lakoff & Johnson 2003: 5). Sie alle entstehen jeweils durch eine gemeinsam und verbunden wahrgenommene Erfahrung von Quell- und Zieldomäne: von quantitativer und vertikaler Ausdehnung, von emotionaler Zuneigung und Körperwärme (von Verwandten) respektive von verbaler und physischer Auseinandersetzung (wiederum mit Eltern oder Geschwistern).<sup>41</sup>

<sup>40</sup> Vgl. hierzu auch „Metaphors as linguistic expressions are possible precisely because there are metaphors in a person’s conceptual system“ (Lakoff und Johnson 2003: 6).

<sup>41</sup> Nach dem „catalog of human universals“ des Anthropologen Donald Brown gilt auch das hier zu untersuchende Konzept der ›Ehe‹ in der einen oder anderen Form als universell (vgl. McWhorter 2014: 160 f.). Welche Aspekte des Ehe-Konzeptes dieser Universalienstatus jedoch betrifft und welche Möglichkeiten des Konzeptwandels er dennoch zulässt, soll für die empirische Untersuchung (s. 9) offengelassen werden.



### 2.2.1.2 Kulturbedingte Ausdrucksfunktion kontingenter Metaphern

Neben solchen von physischen Gegebenheiten menschlicher Wahrnehmung abhängigen kognitiven Metaphern nennen Lakoff, Johnson und Wehling jedoch auch solche, die zwischen verschiedenen (Sub-)Kulturen variieren (vgl. Lakoff & Johnson 2003: 23 f.) – und somit auch zwischen soziopolitischen Subkulturen innerhalb einer dominanten Kultur (vgl. Wehling 2017: 43). Diese interkulturelle Variation sprachlicher Metaphern wird wiederum auf unterschiedliche, kulturabhängige Erfahrungen zurückgeführt (vgl. Lakoff & Wehling 2008: 23 ff.): „Soziale Erfahrung determiniert also einen großen und wichtigen Teil unseres Metaphernsystems“ (ebd. 27). Diese Determiniertheit erschwert wiederum die Möglichkeit der metaphorischen Vermittlung oder Durchsetzung der eigenen kulturellen Perspektive: Denn wenn für bestimmte Rezipientenkreise die grundlegenden Erfahrungsmöglichkeiten für die perzeptive und kognitive Verbindung, die sich in der Metapher ausdrückt, nicht gegeben sind, dann „lernt ihr Gehirn die Metapher nicht“ (Lakoff & Wehling 2008: 27). Dennoch ist es nach Wehling wichtig, dass Gruppen mit verschiedenen Weltansichten und Wertesystemen im politischen Diskurs eine Sprache wählen „die ihre Werte und Anliegen klar widerspiegelt“ (Wehling 2017: 60; vgl. ebd.: 43). Ob dieses ‚klar Widerspiegeln‘ sich unmittelbar aus der Metapher ergeben soll, scheint in Anbetracht der erwähnten rezeptiven Schwierigkeiten interkulturellen Metapherngebrauchs – sowie der Problematiken einer abbildtheoretischen Bedeutungsauffassung (s. 2.1.1) – fragwürdig. Vielversprechender scheint hier, die konventionalisierte, auf den Sprecher verweisende Ausdrucksfunktion von Zeichen zu untersuchen (s. 3.2.1).

### 2.2.1.3 Konstruktion sozialer Realität durch Metapherngebrauch

Aus 2.2.1.1 und 2.2.1.2 ergibt sich schließlich die Frage nach dem Potenzial sprachlicher Metaphern, kognitive sowie kulturelle Übertragungen zu evozieren, die eben nicht bereits vorsprachlich vorherrschend sind. Zumindest für periphere, aber eben kognitiv verfügbare Metaphern postulieren Lakoff & Wehling (2008: 18) mit Bezug auf das *Fire-together-wire-together*-Prinzip: „Und je häufiger eine Verknüpfung aktiviert wird, desto stärker wird die neuronale Verbindung zweier Ideen, je seltener, desto schwächer“. In diesem Sinne könnten Rezipierende sich durch entsprechende Metaphern in ihren bestehenden Konzeptionen also bestätigt fühlen, wenn sie diese im Sprachgebrauch anderer Akteure wiedererkennen – unabhängig von deren Intention. Lakoff & Wehling (2008: 13) gehen jedoch noch weiter, wenn sie sagen, „metaphorischer Sprachgebrauch [...] schafft Realitäten in den Köpfen der Hörer, ohne dass sie es bemerken“. Dieses starke Postulat muss jedoch erstens unter Berücksichtigung der Aspekte in 2.2.1.1 und 2.2.1.2 unbedingt



relativiert sowie zweitens um die Erkenntnisse stärker diskursiv orientierter Metapherntheorien ergänzt werden.

Für ersteres sei hier ein weiteres Beispiel angeführt: Lakoff und Johnson erläutern über anderthalb Seiten ihre Deutung der Metapher PROBLEME SIND CHEMIKALIEN, die sie in der Phrase „the solution of my problems“ sehen, und resümieren: „We see this as a clear case of the power of metaphor to create a reality rather than simply to give us a way of conceptualizing a preexisting reality“ (Lakoff & Johnson 2003: 144). Wenn jedoch die Metapher aus sich selbst heraus eine antizipierbare Realität in den Köpfen der Lesenden schaffen würde, so wäre die anderthalbseitige Interpretation nicht nötig gewesen; vielmehr hätten alle Menschen, die die Phrase „the solution of my problems“ kennen, diese Realität bereits in ihren Köpfen. Entsprechend relativieren sie später: „It is one thing to be aware of the possibilities inherent in the CHEMICAL metaphor, but it is a very different and far more difficult thing to live by it“ (Lakoff & Johnson 2003: 145). Dennoch halten sie fest: „Much of cultural change arises from the introduction of new metaphorical concepts and the loss of old ones“ (Lakoff & Johnson 2003: 145). Zwar schränken sie dabei ein: „It is reasonable enough to assume that words alone don't change reality“ (Lakoff & Johnson 2003: 145), adressieren jedoch nicht, warum der Zusammenhang von vorsprachlicher Wahrnehmung (s. 2.2.1.1) – auch der Wahrnehmung sozialer Realitäten (s. 2.2.1.2) – und sprachlichem Ausdruck nun zugunsten einer kausalen Priorisierung des letzteren aufgelöst wird; und warum umgekehrt von der kulturellen Determinierung neuer Metaphern nun plötzlich nicht mehr die Rede ist. Offen bleibt also – im Abstrakten für die theoretischen Ausführungen und im Konkreten für die empirische Analyse – die alte Henne-Ei-Frage, inwiefern (metaphorischer) Sprachgebrauch auf kulturelle Zusammenhänge reagiert und inwiefern er diese mitgestaltet.

Zwei entscheidende Faktoren zur Untersuchung dieser Frage sind bereits aus der Darlegung des poststrukturalen Sprachverständnisses bekannt: Sie betreffen die Ko-Konstruktion von Bedeutung durch die Rezeption (s. 2.2.1.4) sowie die kontext-sensitive Perspektivierung und Aspektualisierung potenzieller Wortbedeutungen (s. 2.2.1.5). Diese Aspekte sind in Bezug auf Metaphern in der CMT zwar bereits angedeutet, müssen jedoch mit Blick auf stärker diskursiv ausgerichtete Metapherntheorien ergänzt werden.

#### **2.2.1.4 Ko-Konstruktion von Metaphern durch die Rezipierenden**

In 2.2.1.2 wurde bereits angedeutet, dass das gleiche Verständnis einer sprachlichen Metapher von ausreichend geteilten Wissensbeständen abhängig ist. Nur wenn Sender und Empfänger bereits größtenteils ähnliche Erfahrungen und Konzeptionen von Quell- und Zieldomäne haben, kann eine Metapher für den Emp-



fänger einen neuen Aspekt der Zieldomäne beleuchten (vgl. 2.2.1.3). Doch wenn ein Rezipient die grundsätzlichen Erfahrungen, auf denen die Metapher basiert, nicht teilt, „then the metaphor will simply not fit. In fact, it will be grossly inappropriate. Hence, the same metaphor that gives new meaning to our experiences will not give new meaning to his“ (Lakoff & Johnson 2003: 143). Lakoff & Johnson resümieren: “[M]eaning is always meaning to a person [...]. Meaning is not cut and dried; it is a matter of imagination and a matter of constructing coherence“ (Lakoff & Johnson 2003: 227).

Doch Lakoffs Aussagen in seinem späteren Werk mit Wehling scheinen diesen Punkt wieder zu verwerfen und stattdessen Anzeichen sprachmagischer Vorstellungen (vgl. 2.1) zu zeigen: „Diejenige Metapher, derer wir uns in der Sprache bedienen, bestimmt zu einem großen Teil, wie unser Gegenüber die Situation wahrnimmt. Sprache kann also als selektives Instrument eingesetzt werden“ (Lakoff & Wehling 2008: 30). Postulate wie dieses vernachlässigen die entscheidende Rolle eines aktiven Rezipienten (vgl. 2.1.2) bei der Sinnkonstruktion zugunsten eines mechanistischen Verständnisses der Funktionsweisen von Sprache, die von souveränen Akteuren zu Zwecken eines Social Engineering – als Herrschaft über willenlose Rezipierende – eingesetzt werden könnten (vgl. 2.1.3). Zwar räumen Lakoff und Wehling ein, dass Rezipierende Metaphern ablehnen können, dies jedoch nur, wenn sie „das dahinterstehende Denkmuster analysieren“ (Lakoff & Wehling 2008: 31), was sie i. d. R. nicht täten. Auch dies scheint dem vorigen Punkt von Lakoff & Johnson (2003) zu widersprechen, dass weder für das kommunikative Gelingen noch für das Scheitern einer Metapher eine (laien-)linguistische Analyse vonnöten ist, sondern vielmehr ein intuitiver Zugang zu geteilten Erfahrungen über Quell- und Zieldomäne. Ferner zeigt sich hier wieder die elitistische Facette der Sprachmagie (s. 2.1.1, 2.1.3), nach dem Rezipienten ohne besondere Ausbildung nur eine „verwirrte Herde“ seien (Chomsky 2003: 31), die über die Angemessenheit von Sprachgebrauch nicht selbstständig nachdenken könnten, sondern den schlaun Konstrukteuren ihrer kognitiven Realität willenlos unterlegen seien.<sup>42</sup>

Diesen Punkt hebt insbesondere auch Musolff (2016) wertend hervor, wenn er schreibt:

---

<sup>42</sup> Auffällig ist v. a. mit Blick auf Lakoffs Werdegang, dass mit der politischen Zielsetzung seiner Sprachkritik (vgl. auch Lakoff & Wehling 2012) auch die Tendenz zu abbildtheoretischen, mechanistischen, potenziell sprachmagischen Prämissen zunimmt, was sich wiederum mit Kopperschmidts (1991: 78) Beobachtung erklären lässt, dass Akteure gerade in politischen Diskussionen „auf die argumentationsstrategischen Vorteile dieser obsoleten Theorie aber auch nicht verzichten“ wollen (vgl. 2.1.3).



the assumption that metaphors are understood only at face value by the average member of the public betrays an arrogant self-empowerment of metaphor critics/therapists as having special insights into metaphors' hidden meanings, which they impart to the supposedly naïve language users. (Musolff 2016: 130 f.)

Dies folgert Musolff aus der Kritik, dass Argumente, die sich für eine kulturelle Salienz von Metaphern aussprechen, sich meist nur mit der Produktion, nicht aber mit der Rezeption von Metaphern befassen (vgl. Musolff 2016: 116), die sie allzu oft als eine simple 1-zu-1-Reflexion der Produzenten-Perspektive voraussetzen (vgl. Musolff 2016: 129). Zwar sieht er „culture-specific default conceptual patterns that can be related to particular discourse traditions“ (Musolff 2016: 131) – also metaphorische Deutungsmuster, die eine Einschätzung der wahrscheinlichsten Interpretationen innerhalb einer bestimmten (Sub-)Kultur erlauben –, warnt jedoch vor einer zu weiten Generalisierung solcher Einschätzungen. Vielmehr besteht für ihn immer die Möglichkeit, dass Rezipierende sich zu einer Metapher eine Bedeutungshypothese erarbeiten, die in unvorhersagbarer Weise von einer intendierten oder analytisch herleitbaren Metaphern-Bedeutung abweicht (vgl. Musolff 2016: 115 f.), wie er es an Befragungen (z. B. zu kulturell sowie individuell unterschiedlichen Deutungen der NATION AS BODY-Metapher) eingehend veranschaulicht (vgl. ebd.: 116 ff., 123):

Our principal finding is that metaphor understanding and interpretation is at least as variable as metaphor use and production, if not more so. Even for a centuries-old mapping such as that between the human body/person on the one hand and the (nation) state and society on the other, understanding is neither automatic nor universal but, on the contrary, variable and culture-specific/-sensitive. (Musolff 2016: 129)

In Bezug auf die hier zentrale Fragestellung nach der instruktiven bis manipulativen Macht metaphorischer Sprache zieht Musolff ein entscheidendes Fazit, dass darum umfänglich wiedergegeben werden soll:

In the light of these findings the assumption of a naïve hearer/reader who understands and accepts 'automatically' the ideological bias of political metaphors becomes less and less plausible. If readers vary to such an extent in their metaphor interpretations, as shown above, and also creatively de- and reconstruct metaphors to fit new scenario versions, it is hard to claim that their understanding is unconscious and automatic, let alone that they also 'buy into' the ideological bias and ballast that comes with it. Without such an assumption of the hearer/reader's naivety and gullibility, the notion of 'manipulative' use of metaphor in the sense of the speakers/writers' intended meaning being blindly and passively received and reproduced becomes questionable on several counts. (Musolff 2016: 130)



### 2.2.1.5 kontext-sensitive Perspektivierung von Metaphernbedeutungen

Die Idee einer kognitiven Manipulation aller Rezipierenden, die sich allein aus der einem Ausdruck zugrundeliegenden konzeptuellen Metapher vorhersagen ließe, beruht nicht nur auf der Prämisse von naiven, steuerbaren Rezipienten (s. 2.2.1.4), sondern auch auf der Prämisse einer kontext-unabhängigen, dem jew. Ausdruck geradezu metaphysisch anhaftenden Bedeutung, wie sie schon für prästrukturelle Abbildtheorien in 2.1.1 nachgezeichnet worden ist. Diskursiv orientierte Metapherntheorien plädieren jedoch für eine stärkere Berücksichtigung des Ko- und Kontextes des jeweiligen metaphorischen Sprachgebrauchs für die Einschätzung seiner wahrscheinlichsten Lesart. Dabei entwickeln sie die Idee der CMT weiter, dass Metaphern nicht alle konzeptuellen Aspekte der Quelldomäne übertragen (vgl. Lakoff & Johnson 2003: 141) und diese wiederum nicht auf alle Aspekte der Zieldomäne beziehen (vgl. Lakoff & Wehling 2008: 28). Dennoch lässt sich für die CMT das *Mapping*, also die „metaphorische Projektion“ (Ziem 2008: 376) von Bedeutungsaspekten relativ stabil und unidirektional nachvollziehen: Konventionelles Wissen über die Quelldomäne wird auf die Zieldomäne bezogen. Insbesondere die *Blending Theory* (vgl. Fauconnier & Turner 1998) komplementiert diesen Zugang zu Metaphern, indem sie die kognitiven Domänen, in denen Wissensbestände entlehnt und kombiniert werden, nicht als stabil und vorhersehbar verstehen, sondern als kurzlebige *Mental Spaces*, die Produzierende sowie Rezipierende „erst im Zuge der Bedeutungsaktualisierung“ aufbauen (Ziem 2008: 379). Eine entscheidende Rolle spielt hierbei der *Blended Space*, in dem Wissensbestände über Quell- und Zieldomäne, die gleichermaßen als *Input-Spaces* dienen, übertragen und als Bedeutungsaspekte der Metapher kombiniert werden können, „während andere Informationen dort keinen Niederschlag finden“ (Ziem 2008: 379). Frame-semantisch beschrieben, können kontingenten Slots (also gedanklichen Leerstellen) verschiedenste Filler (also konkretisierende Wissens Elemente) zugewiesen werden (vgl. Busse 2012: 252–255). Ziem erklärt dies am Beispiel der Metapher CHIRURG ALS METZGER, die in seinem konkreten Fall den Slot des Patiens mit dem Filler PATIENT aus dem Input-Space CHIRURG füllt, den Slot der Tätigkeit jedoch mit dem Filler FLEISCH PRÄPARIEREN aus dem Input-Space METZGER (Ziem 2008: 380). Aus dieser Kombination ergibt sich im Blending Space eine Bewertung des Chirurgen als „fachlich inkompetent“, die keinem der Input-Spaces zugeschrieben werden kann; solch ein Bedeutungsaspekt „ist folglich ein Emergenzphänomen, das sich kompositionell nicht ‚errechnen‘ lässt“ (Ziem 2008: 380). Die Interpretationsmöglichkeiten sind jedoch vom Hintergrundwissen der Rezipierenden über die jeweiligen Filler aus den unterschiedlichen Domänen abhängig und können daher zwischen Rezipierenden variieren (vgl. Ziem 2008: 383), lassen sich nicht immer introspektiv erschließen (vgl. ebd.: 384).



Entscheidend ist ferner, dass Metaphern in aller Regel nicht isoliert, im luftleeren Raum rezipiert werden – und auch das vorliegende Beispiel CHIRURG ALS METZGER erlaubt nach Kontext ganz unterschiedliche Lesarten. Aus einem fingierten Satz wie *Na, wenn er DEN operiert, ist er ja wohl eher ein Metzger*, lässt sich im Blended Space umgekehrt eine Kombination aus der Tätigkeit OPERIEREN des Input-Space CHIRURG mit dem Patiens TIER aus dem Input-Space METZGER generieren, die emergent eine pejorative Bewertung des Patienten, nicht etwa des Operierenden nahelegt. Gleichsam wären andere Kontexte und Kombinationen aus den Mental Spaces denkbar, in denen die Slots Ort (OPERATIONSSAAL/FLEISCHEREI), Instrument (OP-BESTECK/FLEISCHERMESSER), Handlungsziel (HEILEN/ZUM VERZEHR ZUBEREITEN) etc. ausgetauscht werden und entsprechend ganz unterschiedliche emergente Lesarten ergeben. Somit wird die genaue Bedeutung einer Metapher oftmals erst im konkreten Ko-Text und unter Rückgriff auf diskurspezifische Wissenszusammenhänge klar (vgl. Ziem 2008: 386); zusammengefasst: „Ändert sich der Kontext, ändern sich die aktivierten ‚mental spaces‘“ (Ziem 2008: 379).

Bezogen auf die Frage nach der kulturellen und politischen Salienz von Metaphern (s. 2.2.1.2) bedeutet dies, dass Akteure nicht nur durch lexikalisch distinktive Metaphern ihre Perspektive in den Diskurs einbringen können (vgl. Wehling 2017: 43, 60); stattdessen können sie auch durch einen idiosynkratischen, kontextspezifischen Gebrauch etablierter Metaphern ganz unterschiedliche Bedeutungspotenziale und -Aspekte ansprechen, wie dies auch für andere lexikalische Konstruktionen möglich ist (vgl. Felder 2009a: 20 f.; s. 3.2.2).<sup>43</sup> Diesen Effekt haben wir (Barkhausen, Bloching & Engeler 2023) z. B. für stark etablierte metaphorische Ausdrücke im fiskalpolitischen Diskurs nachgewiesen – etwa für *Rettungsschirm*. Zum einen konnten wir zeigen, dass die Metapher in ihrer symptomatischen Ausdrucksfunktion (vgl. Bühler 1999/1934; vgl. hierzu auch 3.1) nicht auf die wirtschaftlich konservative Perspektive beschränkt ist, aus der sie stammt, denn der Ausdruck *Rettungsschirm* wurde in den Bundestagsplenarprotokollen sowie in einem Zeitungskorpus am häufigsten von progressiv(er)en Akteuren wie DIE LINKE, B90/DIE GRÜNEN und dem DGB verwendet (vgl. Barkhausen, Bloching & Engeler 2023: 152). Weiter haben qualitative Analysen der Belege ergeben, dass sich mit der Metapher eine Vielzahl an Perspektivierungen des Referenzobjektes (der jeweiligen fiskalischen Stabilitätsmechanismen) versprachlichen lassen. Ein Beispiel:

[...], denn durch diesen Euro-Rettungsschirm wird die europäische Währung nicht gerettet, und schon gar nicht werden die Lebensverhältnisse der Menschen in Europa abgesichert

<sup>43</sup> Auch Lakoff und Johnson (2003: 226) haben diese Möglichkeit bereits angedacht in ihrem Kapitel „The Experientialist Alternative: Giving New Meaning to the Old Myths“.



und gerettet. Das Einzige, was durch diesen Rettungsschirm wirklich gerettet wird, sind die Gewinne der Banken, der Hedgefonds und der Spekulanten [...].<sup>44</sup>

Insbesondere in Bezug auf den Slot des Patiens der metaphorischen Rettung lässt die Metapher also eine Vielzahl von Fillern zu (WÄHRUNG, LEBENSVERHÄLTNISSE/ MENSCHEN, GEWINNE DER BANKEN) und ermöglicht es Diskursakteuren verschiedener politischer Couleur nach wie vor, ihre spezifische Perspektive auch unter Rückgriff auf diese etablierte Metapher auszudrücken – und zwar durch entsprechende kontextuelle Einbettung (vgl. Barkhausen, Bloching & Engeler 2023: 155 f.).

Diskurslinguistische Analysen wie diese können eine lexikalisch fokussierte Betrachtung metaphorischer Ausdrücke ergänzen bis korrigieren. So widerlegen die gezeigten Ergebnisse *der Banken, der Hedgefonds und der Spekulanten* z. B. Wehlings Einschätzung, die Metapher des *Rettungsschirms* würde menschliche Akteure wie Regierungen und Banken ausblenden (Wehling 2017: 44). Ähnliches gilt für Wehlings frame-semantic Bewertung des Ausdrucks *globale Erwärmung* als „kognitive[] Glücksspiel“ (Wehling 2017: 185), da ›Wärme‹ „ein durchgehend positiv besetztes Konzept“ sei, „von dem es eigentlich nicht zu viel geben kann“ (ebd.: 184). Erstens genügt eine kurze Kookkurrenzanalyse auf COSMAS II (Archiv W), um zu sehen, dass *warm* dort äußerst signifikant mit *zu* direkt links kolloziert,<sup>45</sup> der Ausdruck *warm* eine Vorstellung von ›zu warm‹ also ganz und gar nicht verhindert, sondern sogar recht konventionell verfügbar macht. Zweitens lassen sich durch umfangreichere Kollokationsanalysen wie die von Kammermann (2022) die im Diskurs tatsächlich vorgenommenen wertenden Perspektivierungen und Konnotationen von Ausdrücken wie *globale Erwärmung, Klimaerwärmung* und *Klimawandel* erfassen. Diese sind nach Kammermann

mehrheitlich negativ, sowohl mit Blick auf Massnahmen, um ihm zu begegnen (wie etwa *bremsen, stoppen* oder *müssen*) als auch hinsichtlich der Beschreibung (beispielsweise *abrupt, drohend, stark*). Dieser Befund weicht für den hier betrachteten Diskurs damit teilweise von solchen anderer Autor\*innen ab, die in gewissen Bezeichnungen einen möglichen Euphemismus sehen, wie dies etwa Wehling (2018: 185) tut, wenn sie die Globale Erwärmung als «kognitive Glücksspiel» bezeichnet. (Kammermann 2022: 172)

Diskrepanzen wie diese legen für die Untersuchung von wertenden und weiteren konnotativen Potenziale von metaphorischen und anderen strittigen Bezeichnun-

<sup>44</sup> Sahra Wagenknecht (DIE LINKE) im Deutschen Bundestag am 29.09.2011.

<sup>45</sup> ... 13151 Mal, mit einem Log-likelihood-Value von 23021. *zu* ist somit nach LLR Platz 2 unter den direkten linken Kookkurrenzpartnern von *warm* im Archiv W (nach *Grad*) und taucht somit sogar häufiger sowie signifikanter auf als *schön warm* (2958 Mal, mit einem Log-likelihood-Value von 21674), *angenehm warm* (1934 Mal, mit einem Log-likelihood-Value von 21398) und alle anderen positiven adverbialen Bestimmungen von *warm*.



gen also eine methodologische Abkehr von einer ‚Armchair-Linguistik‘ nahe – hin zu einer empirischen, auf authentischen Sprachdaten beruhenden Korpusanalyse (s. 6–7).

### 2.2.1.6 Lexikalisierung des metaphorischen Ausdrucks und seiner Bedeutung

Wie im Zusammenhang mit dem Wort *Rettungsschirm* gezeigt, scheint gerade in Bezug auf etablierte metaphorische Ausdrücke scheint ein isolierter, kontextloser Blick auf die Morphologie, Etymologie oder Kompositionalität (s. u. 2.2.2) also keineswegs aus, um deren diskursive Gebrauchs- und Wirkpotenziale antizipieren zu können. Je stärker metaphorische Ausdrücke konventionalisieren, desto stärker scheint auch ihre Bedeutung von ebendieser Konventionalisierung im Gebrauch bestimmt zu werden und sich entsprechend von der „eigentlichen“ oder „wörtlichen“ Bedeutung der Quelldomäne zu emanzipieren. Dies erklärt auch, warum bereits bekannte Metaphern ebenso schnell verarbeitet werden nicht-metaphorische Ausdrücke, wie Wehling (2017: 71 f.) schreibt:

Unser Gehirn kennt tausende von Metaphern [...] in- und auswendig. Und deshalb begreifen wir metaphorische Sprache nicht nur ebenso schnell wie nicht-metaphorische (siehe z. B. Bowdle/Gentner 2005), sondern wir merken es in der Regel nicht einmal, wenn wir die über Sprache angebotenen Metaphern gedanklich verarbeiten.

Wehling zitiert hier Bowdle & Gentner (2005) um zu belegen, dass metaphorische Ausdrücke ebenso schnell prozessiert werden wie nicht-metaphorische, zieht aus deren Ergebnissen jedoch noch im selben Satz die gegenteilige Schlussfolgerung wie Bowdle & Gentner selbst. Anstatt anzunehmen, dass bei metaphorischen Ausdrücken unbewusst und in null Zeit der gedankliche Umweg über die Quelldomäne und all deren Bedeutungspotenziale gemacht wird, halten Bowdle & Gentner (2005) folgende Deutung für wesentlich parsimonischer und plausibler: Metaphorische Ausdrücke werden deshalb genauso schnell prozessiert wie nicht-metaphorische, weil sie genauso direkt prozessiert werden.

Tatsächlich führen sie die gleich schnelle Verarbeitung von metaphorischer und nicht-metaphorischer Sprache explizit als Gegenbeweis an, um Behauptungen wie die von Wehling einer buchstäblichen Verarbeitung von Metaphern, also der Bedeutungen ihrer Quelldomäne zu widerlegen:

This approach to metaphor comprehension has largely fallen out of favor, primarily because a number of studies have failed to support two key predictions of the standard pragmatic view. First, if literal interpretations always precede metaphoric interpretations, then metaphors should require additional processing time over literal statements. Given sufficient context, however, metaphors often take no longer to read than literal statements [...]. (Bowdle & Gentner 2005: 210)



Nachdem sie einige weitere Belege gegen die Theorie der buchstäblichen Verarbeitung von Metaphern ins Feld führen, kommen Bowdle & Gentner (2005: 211) zu dem Schluss: On the basis of such results, it is now commonly claimed that metaphors are interpreted directly and moreover that the processes involved in comprehending literal and metaphoric language are essentially the same.

Insoweit Bedeutung im Sinne der kognitiven Linguistik als Ergebnis dieser kognitiven Verstehens- und Sinnstiftungsprozesse verstanden wird, basiert die Bedeutung (vormals) metaphorisch motivierter Wörter also letztlich auf genauso arbiträren Zusammenhängen und konventionalisierten, routinierten direkten Assoziationen wie die Bedeutung nicht-metaphorischer Wörter. Dies beschreibt jedoch nur das Ergebnis eines Prozesses der Konventionalisierung und Lexikalisierung eines einst metaphorisch motivierten Ausdrucks. Wenn metaphorisch deutbare Ausdrücke erst aufgrund ihrer Konventionalisierung direkt verarbeitet werden, müssten nicht-konventionalisierte, also dem jeweiligen Rezipienten noch unbekannte Metaphern dennoch indirekt prozessiert werden, indem zunächst die Quelldomäne der Metapher als Bedeutung aufgerufen wird, um aus dem rezipierten Sinn stiften zu können. Dass dies der Fall ist, zeigt sich wiederum an der Dauer der Verarbeitung, die bei nicht-konventionellen Metaphern höher liegt als bei konventionellen (vgl. Bowdle & Gentner 2005: 203). Somit lässt sich schlussfolgern: „On this view, conventional figuratives are interpreted as directly as literal language, but novel figuratives are interpreted indirectly“ (Bowdle & Gentner 2005: 211).

Aus diesen unterschiedlichen Modi der kognitiven Verarbeitung von konventionellen und nicht-konventionellen Metaphern (vgl. ebd.: 199) schlussfolgern Bowdle & Gentner eine *career of metaphor* (so der Titel ihrer Arbeit), die einen graduellen Prozess der Etablierung und Konventionalisierung metaphorischer Ausdrücke beschreibt, im Zuge dessen diese immer direkter und immer weniger buchstäblich verstanden werden. Werden metaphorische Ausdrücke also häufig genug in einem bestimmten Sinnzusammenhang verwendet (vgl. Bowdle & Gentner 2005: 198), so wird der gedankliche Umweg über die buchstäbliche Bedeutung des Ausdrucks immer weniger nötig und es entsteht eine direkte Verbindung zur neuen Bedeutung, die somit eine gleichwertige, abstrakte Bedeutung des nun polysemen Wortes darstellt (vgl. ebd.: 199, 207). Ist der Kontext der Äußerung, in der der metaphorische Ausdruck wahrgenommen wird, ausreichend disambiguierend, was mit Blick auf das vorige Kapitel 2.2.1.5 als Regelfall angenommen werden muss, so wäre eine Assoziation der wörtlichen Bedeutung nicht verstehensrelevant und demnach unnötig (vgl. Bowdle & Gentner 2005: 199). Um das obige Beispiel *Rettungsschirm* wieder aufzugreifen: Liest eine Wirtschaftsjournalistin etwa im Jahr 2012 zum tausendsten Mal eine Textstelle wie die folgende, so wäre



eine buchstäbliche Lesart hier nicht nur nicht verstehensrelevant, sondern ineffizient und dem Verständnis geradezu hinderlich

Solidarität setzt auch auf Eigenverantwortung. Es kann keiner in Europa ohne Einhaltung von Fiskaldisziplin darauf setzen, dass andere ihn heraushauen. In diesem Sinne ist die Verzahnung von Fiskalpakt und europäischem Rettungsschirm wichtig.<sup>46</sup>

Daher ist eine solche Assoziation der kognitiven Quelldomäne von *Rettungsschirm*, etwa die Assoziation eines Fallschirmes oder auch eines Regenschirmes (vgl. hierzu Fuchs 2016), hier genauso unwahrscheinlich wie die Assoziation der Quelldomänen all der anderen konventionalisierten Metaphern in diesem Textausschnitt.<sup>47</sup>

Umgekehrt kann jedoch, so wurde im vorigen Kapitel 2.2.1.5 gezeigt, auch eine konventionalisierte Metapher durch eine bestimmte Kontextualisierung dahingehend remotiviert werden, dass eine wörtliche Lesart und somit eine Assoziation der Quelldomäne kognitiv verfügbar wird. Dies ist etwa bei klassischen Einzeiler-Witzen der Fall, in denen ebendiese Polysemie eines Wortes dahingehend genutzt wird, dass durch eine bestimmte Kontextualisierung zunächst die eine und anschließend, ausgelöst durch die Pointe, die andere Wortbedeutung evoziert wird. So haben etwa Coulson, Urbach & Kutas (2006) in Eye-Tracking-Experimenten gezeigt, dass Menschen, die einen Einzeiler-Witz lesen, durch die Pointe angeregt sind, den ambigen Teil des Witzes aktiv zu reinterpreten, so dass die Augen nach dem Lesen der Pointe meist noch einmal zurück zu diesem ambigen Ausdruck springen. Für die Polysemie konventionalisierter metaphorischer Ausdrücke folgt daraus zum einen, dass auch die buchstäbliche Lesart bei entsprechender Kontextualisierung durchaus noch verfügbar ist, wie folgende Einzeiler-Witz exemplarisch zeigt: *Du siehst so mitgenommen aus; bist du per Anhalter gefahren?* Zum anderen folgt daraus jedoch vor allem, dass ohne eine solche Kontextualisierung nur die lexikalisierte, nicht-wörtliche Bedeutung des metaphorischen Ausdrucks unmittelbar evoziert wird und dass die wörtliche Lesart eine aktive Verstehensleistung erfordert, bei der das entsprechende polyseme Wort (hier z. B. *mitgenommen*) mit dem neuen Kontextwissen sogar nochmals zusätzlich rezipiert werden muss. Gerade bei konventionalisierten Metaphern ist es also keineswegs so, dass Rezipierende durch eine unbewusste Assoziation der Quelldomäne manipuliert würden (vgl. hierzu oben Wehling 2017; Lakoff & Wehling 2008), sondern diese wird kontextabhängig gänzlich ausgeblendet und muss

---

<sup>46</sup> Dr. Hans-Ulrich Krüger (SPD) im Deutschen Bundestag am 22.01.2009.

<sup>47</sup> So werden mit folgenden metaphorischen Ausdrucksweisen wohl kaum die durch eine wörtliche Lesart nahegelegten Bedeutungsaspekte assoziiert: *setzt auf/darauf setzen* (SITZEN/PLATZIEREN), *Einhaltung* (HALTEN/GREIFEN), *heraushauen* (HAUEN/SCHLAGEN), *Verzahnung* (ZAHN/ZAHNRAD).



durch kognitiv aufwendige Verstehensleistung aktiv erarbeitet werden. Je konventionalisierter der metaphorische Gebrauch eines Wortes ist, desto weniger ist dessen buchstäbliche Lesart im entsprechenden Zusammenhang kognitiv verfügbar und desto mehr aktive Verstehensleistung erfordert deren Erschließung (wie auch einige der sehr konventionellen Metaphern im obigen Textausschnitt zum Rettungsschirm bzw. in Fußnote 47 veranschaulichen).

Für das Unterfangen der kognitiven Beeinflussung vieler Rezipierender vermittels der Vermeidung respektive Etablierung bestimmter metaphorischer Ausdrücke tut sich hierdurch ein paradoxes Problem auf: Innovative und erstmalig wahrgenommene Metaphern können bei Rezipierenden eine antizipierbare Assoziation der Quelldomäne auslösen. Rechnen Diskursakteure entsprechend mit einer emergent stärkeren Assoziation der Quelldomäne durch häufigere Wahrnehmung des jeweiligen Wortes (vgl. 2.1.3; etwa Wehling 2017: 38) hoffen sie darauf, die Metaphern etwa des politischen Gegners zu verdrängen und den eigenen Metaphern im Diskurs zu höherer Frequenz zu verhelfen. Gerade durch diese höhere Frequenz jedoch wird die Quelldomäne der Metapher immer weniger assoziiert, da die wörtliche Lesart obsolet wird und die metaphorische Bedeutung als eigenständige Wortbedeutung lexikalisiert. Somit ist die Bedeutung des aktualisierten Zeichens von konkreten Kontextualisierungspraktiken abhängig (s. o. 2.2.1.5) und die Bedeutung des virtuellen Zeichens von der Konventionalisierung durch ebensolche kontextsensitive Gebrauchsweisen. Diese Gebrauchsweisen können auch bei der Durchsetzung eines Wortes nicht gesteuert werden, sondern sind wiederum abhängig von bestehenden Ausdrucksbedürfnissen, Haltungen, Wissensbeständen, Perspektiven, Wertungen, Ideologien etc. Je häufiger Diskursakteure also ihre eigene Perspektive in der wörtlichen Bedeutung einer Metapher in den Diskurs einbringen wollen, desto schwächer wird die erhoffte Assoziation zwischen dem dafür gewählten Ausdruck und dieser wörtlichen, damit durchzusetzenden Bedeutung.

#### **2.2.1.7 Zwischenfazit: Dynamiken metaphorischer Bedeutung(en)**

Insgesamt geben die dargelegten Aspekte des Phänomens Metaphorik hier in 2.2.1 verschiedene Hinweise für die Frage nach den persuasiven, instruktiven, realitäts-konstruierenden Potenzialen einzelner (metaphorischer) Ausdrücke. Aus der Abhängigkeit der Funktionsweise, i. e. intersubjektiven Verständlichkeit der Metapher von vorgängigen Sinnzusammenhängen, auf die Rezipierende zurückgreifen können (s. 2.2.1.1), ergibt sich eine besondere Schwierigkeit für Diskursakteure, mit der Etablierung bestimmter metaphorischer Ausdrücke auch bestimmte – vermeintlich „entsprechende“ – kognitive Metaphern durchzusetzen, deren Sinn nicht bereits etabliert ist (s. 2.2.1.2). Diese Erkenntnis knüpft wiederum an das poststruk-



tureale Paradigma der Vorgängigkeit des Sinns an (vgl. Deleuze 1993 in 2.1.2), der bereits bestehen muss, damit auf ihn verwiesen werden kann. Dass die Art der Verknüpfung von Quell- und Zieldomäne nicht für jedes Vorkommen einer Metapher bzw. eines metaphorischen Ausdrucks vorhergesehen und somit gesteuert werden kann (s. 2.2.1.3), liegt nicht nur an ebendieser Vorgängigkeit des Sinns bei der Rezeption als aktiven Einbettung in die subjektiv bestehenden Wissensbestände und Sinnzusammenhänge (s. 2.2.1.4), sondern auch an den vielfältigen kontextuellen Einbettungsmöglichkeiten der vermeintlich selben Metapher bei der Produktion, die deren mögliche und wahrscheinliche Lesart entscheidend beeinflusst (s. 2.2.1.5). Je häufiger durchzusetzende Wörter schließlich im metaphorischen Sinne gebraucht werden, desto stärker konventionalisiert die Metapher, desto stärker lexikalisiert die Wortbedeutung und desto schwächer wird die intendierte Assoziation mit der wörtlichen Lesart bzw. der Quelldomäne der Metapher (s. 2.2.1.6). Insbesondere diese kontextualisierungs- und gebrauchabhängige Kontingenz metaphorischer und frame-semantic aufgeladener Ausdrücke kann nur durch korpusgestützte Diskursanalysen angemessen aufgezeigt werden (s. 7). Dies gilt nicht nur für Metaphern, sondern auch für Komposita, bei denen sich ebenfalls viele dieser zuletzt zusammengefassten Aspekte beobachten lassen.

## 2.2.2 Kompositionalität und Konstruktivität von Wörtern

Wenn nicht nur Referenzhandlungen, sondern bloße Ausdrücke kontextunabhängig und jenseits bestehender Konventionalität als metaphorisch oder anderweitig als sinnstiftend verstanden werden (können), dann oftmals deshalb, weil sie ihre Verknüpfungen und Übertragungen nicht im Bezug zwischen Signifikant und Signifikat herstellen, sondern qua Kompositionalität zwischen den einzelnen Gliedern der Komposition. Im Beispiel der Metapher (s. 2.2.1) geschieht die Übertragung auf Wortebene meist zwischen einem Glied, das ein abstrakteres Konzept beschreibt, und einem Glied, das eine konkrete konventionalisierte Bedeutung hat, von der Aspekte metaphorisch auf den gesamten Sachverhalt und auf das abstrakte Glied übertragen werden: z. B. *Schulden-Bremse*, *Flüchtlings-Welle* etc.

Diese aus den einzelnen Gliedern und den Regeln ihrer Verknüpfung vermeintlich „errechenbare“ Gesamtbedeutung ist es, die bei umstrittenen Sachverhalten (wie z. B. Fiskal- oder Migrationspolitik) angefochten und kritisiert werden kann. Somit stellt neben dem im Nominalismus kritisierten Wortaberglauben (vgl. Mauthner 1923: 1) und der besonderen Rolle von Gruppen- und Personenbezeichnungen (vgl. Klug 2020: 83) auch Kompositionalität einen Grund dafür dar, warum sich Sprachkritik oftmals an Nomen entfaltet, denn Komposition ist für



Nomen ein sehr geläufiger Wortbildungsprozess. So überrascht es nicht, dass die meisten bisher besprochenen Gegenstände von Wortkritik – ganz gleich ob Nomen oder nicht – Produkte kompositioneller Wortbildungsverfahren sind: *Rettungsschirm*, *Klimawandel*, *Erderwärmung*, *ausländerfrei* etc.

Aus der Linguistik wird diese sprachkritische Argumentation jedoch zuweilen kritisiert, da sie die Gebrauchskontexte und die aus ihr entstehende konventionelle Bedeutung außer Acht lassen. So betont bspw. Zifonun in Bezug auf *Gutmensch*, dass es „kaum geborene Unwörter“ gibt, sondern Wörter negativ konnotiert werden, „wenn Menschen sie unzutreffend, unredlich oder diffamierend gebrauchen“ (Zifonun 2016: 26),<sup>48</sup> aber trotzdem weiterhin unabhängig von dieser Konnotation kontextualisiert und gebraucht werden können (ebd.). Ob sich für Komposita also wirklich eine Rezipienten- und Kontext-unabhängige Bedeutung rein kompositionell addieren lässt, ist eine diffizile linguistische Frage, die in der Geschichte der Sprachwissenschaft zusehends mit einer Abkehr von einem Kompositionalitätsprinzip hin zu gebrauchsbasierten Ansätzen angegangen wird, wie im Folgenden dargelegt wird.

Komposita scheinen zunächst die Eigenschaft der Arbitrarität von Zeichen zu relativieren, indem sie als komplexe, zusammengesetzte Zeichen eine „[r]elative Motiviertheit“ (Auer 2013: 113) aufweisen und somit in ihrer Bedeutung in gewissem Maße vorhersagbar sind (vgl. Linke et al. 2004: 157). Zuweilen wurde diese Eigenschaft der Kompositionalität sehr hoch eingeschätzt, bis hin zu der Ansicht, Komposita seien „verdichtete Sätze“ (Ortner & Ortner 1984: 74). Eine solch starke Bewertung des Kompositionalitätsprinzips entspricht nach Szabó „unseren prätheoretischen Intuitionen“ (Szabó in Klos 2011: 56; eigene Übersetzung, S.B.), wird jedoch oftmals in der Rekonstruktion bereits bekannter Komposita „aus einer nachträglichen Perspektive“ rückgefolgert (Scholz 2014: 74).

Der Ursprung des Kompositionalitätsprinzips wird oft bei Frege angegeben, der es als erster konsequent postulierte und verfolgte, weshalb es zuweilen auch Frege-Prinzip genannt wird (vgl. Linke et al. 2004: 157; vgl. Scholz 2014: 72 f.; Klos 2011: 39). Frege selbst bezog das Prinzip der Kompositionalität laut Scholz (2014: 73) jedoch zuvorderst auf die Funktionsweise von Sätzen – genauer: auf die Möglichkeit des Verstehens zuvor unbekannter Sätze aus der Ableitung ihrer Teile und deren Kombinationsregeln. Die Zuspitzung, „dass sich der Sinn eines Satzes eindeutig oder ausschließlich aus der Bedeutung der Wörter ergibt“ (Scholz 2014: 74), findet sich bei Frege selbst in dieser Form jedoch nicht (ebd.; vgl. Klos 2011: 41). Er findet sich vor allem in Ansätzen der generativen Grammatik, die an

---

<sup>48</sup> Man denke für ein aktuelles Beispiel auch an das ehemals neutral bis positiv konnotierte Kompositum *Querdenker*.



einem starken Kompositionalitätsprinzip festhalten, für sein Funktionieren angeborenes Sprachwissen annehmen müssen und sich für kontextuelle Faktoren nicht interessieren (vgl. Scholz 2014: 85 ff.).

Als forschungsgeschichtlicher sowie konzeptueller „Gegenentwurf“ zur generativen Transformationsgrammatik“ (Ziem und Lasch 2013: 4) versteht sich die Konstruktionsgrammatik. Sie nimmt nur eine abgeschwächte Form des Kompositionalitätsprinzips an, muss dafür kein angeborenes Sprachwissen voraussetzen und interessiert sich dafür, „die systematische Interaktion zwischen Bedeutung und kontextuellen Faktoren aufzudecken“ (Scholz 2014: 87). Für eine poststrukturelle Untersuchung der Potenziale einzelner Wörter, qua Kompositionalität einen bestimmten Sinn in den Diskurs einzubringen, eignet sie sich daher in besonderem Maße. Ihren theoretischen Ausgangspunkt hat die Konstruktionsgrammatik in der Beschäftigung mit Idiomen (vgl. Ziem und Lasch 2013: 18). Für transformationsgrammatische Ansätze stellen ihre idiosynkratischen Zusammenhänge zwischen Form und Inhalt ein Problem dar, da sie sich nicht kompositionell, also „durch die Bedeutungen ihrer (lexikalischen) Teile und deren regelbasierter Verknüpfung ermitteln“ lassen (Ziem und Lasch 2013: 19).<sup>49</sup> Die Konstruktionsgrammatik hingegen erklärt diejenigen Bedeutungsanteile eines Idioms oder jeder anderen Konstruktion durch Konventionalität (vgl. Ziem und Lasch 2013: 20).

Konventionalität stellt somit den kleinsten gemeinsamen Nenner für die verschiedenen Definitionen des Terminus *Konstruktion* dar (vgl. Ziem und Lasch 2013: 17). Für die hiesigen Untersuchungen sollen Konstruktionen im Sinne der Konstruktionsgrammatik verstanden werden als „konventionalisierte und nicht-kompositionelle Form-Bedeutungspaare verschiedenen Abstraktionsgrades“ (Ziem und Lasch 2013: 1). Somit fallen unter den Konstruktionsbegriff nicht nur Morpheme<sup>50</sup>, sondern auch zusammengesetzte Wörter und feste Mehrwort-Verbindungen (vgl. Ziem und Lasch 2013: 18),<sup>51</sup> wodurch der Konstruktionsbegriff mit seinem weiteren und abstrakteren Verständnis von Formen und von Bedeutungen über den Saussure’schen Zeichenbegriff hinausgeht (vgl. Ziem und Lasch 2013: 15).

---

49 Aus diesem Grund charakterisierte Chomsky Idiome noch als „zu vernachlässigende Randphänomene“ (Ziem und Lasch 2013: 20).

50 Ob Morpheme eigenständige Konstruktionen sein können, ist in der Konstruktionsgrammatik umstritten. Nach Booij (2010: 15) etwa sind Derivations- und Flexionsmorpheme keine Konstruktionen, da Konstruktionen sprachliche Zeichen sein müssen (vgl. Ziem und Lasch 2013: 19).

51 Ferner können auch abstrakte grammatische Strukturen (vgl. Ziem und Lasch 2013: 1) sowie Argumentstrukturen und viele weitere konventionalisierte sprachliche Phänomene als Konstruktionen beschrieben werden (ebd.: 18). Für die hier zu untersuchende Frage nach der Rolle zusammengesetzter Wörter im Diskurs soll jedoch weiterhin die lexikalische Ebene fokussiert werden.



Was Konstruktionen und Saussure'sche Zeichen jedoch teilen, ist konventionelle Verbundenheit von Form und Bedeutung (vgl. Ziem und Lasch 2013: 12). Dabei leitet sich die Konventionalisierung gerade aus dem Mangel der kompositionellen Erklärbarkeit einer Konstruktion ab, wie Goldberg schon in einer frühen Definition impliziert: „According to Construction Grammar, a distinct construction is defined to exist if one or more of its properties are not strictly predictable from knowledge of other constructions existing in the grammar“ (Goldberg 1995: 4). Da die Bedeutung von Konstruktionen aus ihrer Form allein also unvorhersagbar bzw. unableitbar ist, müssen sie einerseits „in jedem Fall als Einheiten gelernt und kognitiv repräsentiert sein; hierzu bedarf es keiner weiteren psycho- oder kognitionswissenschaftlichen Evidenz“ (Ziem und Lasch 2013: 17). Für die Untersuchung der Bedeutung von Konstruktionen im Sinne der Konstruktionsgrammatik bedarf es also eines „gebrauchsbasiert-kognitiven Theoriemodells“ (Ziem und Lasch 2013: 4), das sich „konsequent an der sprachlichen Oberfläche“ orientiert (ebd.: 16).

Für das Kompositionalitätsprinzip folgt aus diesen Erkenntnissen der Konstruktionsgrammatik eine „Unterdeterminiertheit“ (Linke et al. 2004: 158) dergestalt, dass es durch das Prinzip der Konventionalität „immer wieder unterlaufen“ wird (ebd.). Gleichzeitig weisen Komposita „von vornherein eine Demotivation verschiedenen Grades“ (Luukkainen 1990: 290) und somit nur eine „eingeschränkte Motiviertheit“ (Klos 2011: 52) auf.<sup>52</sup> Da eine starke oder absolute Formulierung des Kompositionalitätsprinzips also einer empirischen Prüfung des Sprachgebrauchs nicht standhält, muss sie im Sinne der Konstruktionsgrammatik (s. o.) abgeschwächt und als graduelles, niemals absolutes Phänomen verstanden werden (vgl. Klos 2011: 54 f.). So stellt Klos (2011: 211) bspw. fest, dass das Kompositionalitätsprinzip tendenziell erfolgreicher auf mehrgliedrige Komposita angewandt werden als auf weniger komplexe Komposita. Jedoch sind für die Bedeutung von Komposita auch einige sprachliche Kontingenzen entscheidend, die das Kompositionalitätsprinzip einschränken können. Unter diesen semantischen Eigenschaften von Komposita, die allesamt durch das Prinzip der Konventionalität miteinander verbunden sind, sind hier die folgenden von besonderem Interesse:

- Vagheit bzw. Polysemie (s. 2.2.2.1)
- Kontextabhängigkeit (s. 2.2.2.2)
- Rezeptionsabhängigkeit (s. 2.2.2.3)

---

<sup>52</sup> (Zifonun 2016: 26) liefert hierfür einige anschauliche Beispiele: „So wie ein Edelmann nicht edel sein muss, eine Festplatte nicht fest, eine Dunkelkammer nicht (immer) dunkel, eine Schönschrift oder ein Schöngeist nicht schön. Ein Hartkäse kann weich werden, ein Weichkäse hart usw. usw.“



- Univerbierung (s. 2.2.2.4)
- Lexikalisierung (s. 2.2.2.5)

### 2.2.2.1 Vagheit und Polysemie

Selbst wenn die einzelnen Bestandteile eines Kompositums für sich genommen absolut monosem wären (was sie selten sind), sind die „strukturellen und semantischen Beziehungen zwischen [ihnen] explizit nicht ausgedrückt“ (Ortner & Ortner 1984: 19), weshalb sie schon von ihrer Struktur her eine gewisse Unterbestimmtheit und somit ein Potenzial zu Polysemie mitbringen (vgl. Ortner & Ortner 1984: 19 f.). Polysemie ist damit nicht nur eine wesentliche Eigenschaft von Komposita, sondern von Konstruktionen überhaupt, deren Bedeutung auf Konventionalisierung angewiesen ist (vgl. Ziem und Lasch 2013: 4, 22). Als grundlegendes Prinzip natürlicher Sprachen (vgl. Black 1949) ist Polysemie bzw. Vagheit nicht nur ökonomisch, da sie es erlaubt, mit weniger Zeichenformen mehr Bedeutungen auszudrücken (vgl. Auer 2013: 116), sondern auch „nahezu unvermeidbar, weil in der Sprache liegend“ (Felder 2022c: 550). Die verschiedenen Bedeutungspotenziale eines polysemen Kompositums entfalten sich wiederum in Abhängigkeit des Kontextes (vgl. Ortner & Ortner 1984: 19).

### 2.2.2.2 Kontextabhängigkeit

Die Polysemie von Komposita wird in der Kompositionalitätsforschung oftmals auf eine isolierte, kontextlose Betrachtung zurückgeführt (z. B. Klos 2011: 179, 53). Insofern liefert Kontext als „deutungsrelevante Umgebung einer sprachlichen Fokuskonstruktion“ (Müller 2012: 49) eine entscheidende „Interpretations- und Semantisierungshilfe, vor allem erfüllt er aber auch eine Disambiguierungsfunktion“ (Klos 2011: 180). Aus diesem Grund bereitet es einige Probleme Komposita außerhalb ihrer Äußerungskontextes deuten zu wollen (Auer 2013: 119). Insbesondere wird eine kontextlose Interpretation von Komposita – gleichsam „im luftleeren Raum“ (Peschel 2002: 300) – deshalb als nicht legitim angesehen (vgl. Klos 2011: 173), weil auch die außerwissenschaftliche Rezeption „des originären sprachlichen Zeichens stets im Text geschieht“ (Felder 2022c: 551) – oder auch in einem nicht-sprachlichen und dennoch verstehensrelevanten Kontext. Selbst in experimentellen Kontexten, in denen Versuchspersonen Komposita isoliert präsentiert werden, muss davon ausgegangen werden, „dass die Versuchspersonen die Benennungseinheit vor dem Hintergrund ihrer ‚aktuellen Lebenssituation‘ deuten“ (Klos 2011: 178 f.). Die Kontextualisierung eines Kompositums stellt also einerseits einen aktiven „Deutungsprozess des Rezipienten“ (Klos 2011: 178) dar, andererseits können auch Produzenten Komposita je nach Ausdrucksbedürfnis unterschiedlich kontext-



tualisieren, i. e. in unterschiedliche Kontexte einbetten und so Kontextualisierungshinweise für die präferierte Bedeutungsdekodierung geben (ebd., 171, 177).

### 2.2.2.3 Rezeptionsabhängigkeit

Auch wenn im Kontext rezipierte Komposita einen geringeren Ambiguitätsgrad aufweisen als isoliert betrachtete (vgl. Klos 2011: 211), und Textproduzenten einen gewissen Einfluss auf die Kontextualisierung des Kompositums haben, liefert auch der Kontext zuweilen „keine garantierte Disambiguierungs- bzw. Spezifizierungshilfe“ (ebd.: 2019). Letztlich kann es von Rezipient zu Rezipient bzw. von Sprachgemeinschaft zu Sprachgemeinschaft variieren, ob ein bestimmtes Kompositum relativ kompositionell oder relativ lexikalisch wahrgenommen wird (vgl. Kress & Leeuwen 2001: 113). Entsprechend können durch Komposita entweder dem Rezipienten bereits bekannte Relationen aufgerufen werden, oder aber es werden noch nicht konventionalisierte Relationen neu geschaffen (vgl. Blumenthal 1983: 18 f.), etwa durch okkasionelle Komposita. Doch selbst bei okkasionellen oder anderen nicht-usualisierten Komposita, bei denen man davon ausgehen könnte, dass Rezipienten stärker auf eine kompositionelle Dekodierung angewiesen wären, besteht die „interpretatorische Anstrengung des Hörers“ (Blumenthal 1983: 19) vor allem in einem „Einfühlen in die subjektive Gedankenwelt des Sprechers“ (ebd.), das unabhängig von einer vermeintlichen kompositionellen Ableitbarkeit gelingen oder auch scheitern kann. Hierbei kann Kontextwissen dahingehend kompensieren, dass über die Textbedeutung jenseits des jeweiligen Kompositums (vgl. Klos 2011: 210) zumindest dessen Referent identifiziert werden kann (ebd.: 211). Auch in diesem Fall ist also eine Kenntnis über den Referenten auf Grundlage von Weltwissen nötig, um die intendierte Bedeutung des Kompositums zu verstehen (vgl. Auer 2013: 113), sodass mit ihm kein gänzlich neuer Sinn in die Kognition des Rezipienten eingeschleust werden kann. „Und damit stellt sich die Frage, ob Individuen identisches Wissen konstruieren, wenn sie auf identische lexematische Zeichen stoßen“ (Felder 2022c: 555). Umso mehr gilt dies für nicht-okkasionelle, also bereits etablierte Komposita: „Mit zunehmender Nennfestigkeit kann also eine Zieldefinition postuliert werden, die man schlichtweg kennen muss und die man auf kompositionalem Dekodierungspfad nur mehr oder weniger zufällig ‚treffen‘ kann“ (Klos 2011: 70).

### 2.2.2.4 Univerbierung

Die Nennfestigkeit eines Kompositums besteht darin, dass es durch den Wortbildungsprozess zu einer „unit in its own right“ (Huyssteen 2004: 273) wird, die „nur als Ganzheit verstanden werden“ kann (Klos 2011: 52), wie bereits zu Beginn des



Kapitels angedeutet wurde. Eine solche Univerbierung bedeutet auch, dass die einzelnen Glieder des Kompositums semantisch nicht „in der vollen Extension [...] mit allen definierenden und stereotypischen Merkmalen“ (Ortner & Ortner 1984: 24) in dessen Bedeutung eingehen. So bleibt bspw. beim Kompositum *Bildungsurlaub* das stereotypische Merkmal ›zum Zweck der Erholung‹ des Lexems *Urlaub* von der Konstruktionsbedeutung ausgeschlossen (vgl. Ortner & Ortner 1984: 24). Gleiches gilt auch für intuitive, affektive Einstellungen gegenüber Komposita im Vergleich zu ihren Konstituenten (s. hierzu ausführlich 3.1.2). So legen bspw. die Ergebnisse von *Implicit Association Tests* nahe, dass *Liberals* in den U. S. A. negative Einstellungen gegenüber dem univerbierten Begriff *pro-life* haben, weil sie ihn blockverfügbar mit Abtreibungsbefürwortern assoziieren (vgl. Haidt 2012: 67 f.). „The words *pro* and *life* are both positive on their own, but part of what it means to be a partisan is that you have acquired the right set of intuitive reactions to hundreds of words and phrases“ (Haidt 2012: 68).<sup>53</sup> Je frequenter und habitualisierter ein Kompositum gebraucht und rezipiert wird, desto stärker wird es sprachlich und mental „als Einheit prozessiert“ (Klos 2011: 182): Es lexikalisiert.

### 2.2.2.5 Lexikalisierung

Je stärker ein Kompositum als blockverfügbare Einheit Einzug ins mentale Lexikon von Rezipierenden nimmt, desto stärker schwindet „die Möglichkeit einer kompositionalen Dekodierung“ (Klos 2011: 182). Somit hängt die Lexikalisierung eines Kompositums wechselseitig mit der Schwächung des Kompositionalitätsprinzips zusammen: Wie eingangs gezeigt wurde, ist das Kompositionalitätsprinzip einerseits ganz prinzipiell zu schwach, um die gesamte Semantik eines komplexen Ausdrucks zu determinieren, was eine lexikalische, konventionelle Bedeutungsbildung zur Folge hat (vgl. Luukkainen 1990: 290). Und umgekehrt ist die Schwächung des Kompositionalitätsprinzips auch Folge der Lexikalisierung, weil „Sprachbenutzer – sobald sie die Bedeutung eines Kompositums kennen – gar nicht mehr auf das Prinzip rekurren müssen“ (Klos 2011: 70). Okkasionelle Komposita, wie sie z. B. in Form von Adjektiv-Nomen-Komposita in Zeitungstiteln zu finden sind, verfügen noch über eine nur geringe Idiomatizität. So ist eine *Knallhart-Ansage* vielleicht wirklich nicht viel mehr als eine *knallharte Ansage*, doch wenn der Ausdruck ins mentale Lexikon aufgenommen werden soll, dann nur unter der ökonomischen Bedingung, dass er eine andere Bedeutung annimmt als vergleichbare kompositionelle Ausdrucksmög-

---

<sup>53</sup> Auf derartige intuitive Einstellungen gegenüber lexikalischen Einheiten wird in Kapitel 3.1 gesondert eingegangen.



lichkeiten. Als individuelle, blockverfügbare Konstruktion ist ein Kompositum also genau wie jedes andere sprachliche Zeichen einer Konventionalisierung ausgesetzt, sodass seine Bedeutung erst durch die „idiomatische Prägung“ (Feilke 1994a: 235) im Sprachgebrauch in das mentale Lexikon der Rezipienten eingeht „und so zum innerhalb einer Sprachgemeinschaft voraussetzbaren sprachlichen Wissen gehört“ (ebd.). Auch wenn Konventionalität somit der Arbitrarität und auch der Ambiguität komplexer Zeichen entgegenwirken kann, heißt dies nicht, dass durch Lexikalisierung immer eine kontext-abstrakte Vereindeutigung komplexer Zeichenformen möglich ist. Erstens können auch lexikalisierte Komposita (genau wie lexikalisierte Simplizia) insofern polysem und isoliert betrachtet schwer interpretierbar sein, als sie kontextabhängig in unterschiedlichen Bedeutungen gelesen werden (Klos 2011: 182 f.). Klos (2011: 181) nennt hierfür das Beispiel *Stickstoff*, das in einer Chemie-Zeitschrift in einer anderen Bedeutung gelesen werden muss als in einer Handarbeitszeitschrift. Zweitens sind die konventionellen Bedeutungen einer jeden Konstruktion (ob Komposita oder Simplizia) aufgrund ihrer Gebrauchsbedingtheit einer konstanten (Re-)Semantisierung im Diskurs ausgesetzt und somit immer kontingent, nie willkürlich fixierbar.

#### 2.2.2.6 Zwischenfazit: Dynamiken kompositioneller Bedeutung(en)

Im Hinblick auf die Konventionalisierung und Lexikalisierung der Wortbedeutung finden sich also entscheidende Parallelen zwischen metaphorisch verwendeten (s. 2.2.1, v. a. 2.2.1.6) und kompositionell gebildeten Wörtern. Demnach steht genau wie bei metaphorischen Ausdrücken auch bei Komposita die Konventionalität der Bedeutung in einem geradezu paradoxalen Spannungsverhältnis zu Kompositionalität, Ambiguität und Kontextualität, das abschließend in Kapitel 4.3 – unter Berücksichtigung auch der moralisch-intuitiven, politischen und ökonomischen Effekte von Zeichengebrauch – genauer ausgeleuchtet werden soll. Für die Frage nach der Möglichkeit der Durchsetzung eines bestimmten Sinns im Diskurs vermittelt der Durchsetzung eines bestimmten komplexen Zeichens ergibt sich aus den dargelegten Erkenntnissen der Komposita-Forschung ein gleichsam paradoxales Bild: Akteure wählen ein zusammengesetztes Zeichen, das nach ihrem Sprachempfinden ihre Sicht auf dessen Referenten qua Kompositionalität angemessen ausdrückt (vgl. Wehling 2017: 60). Diese kompositionelle Bedeutung ist für Rezipierende jedoch nicht nur von Beginn an schwer nachzuvollziehen, wenn sie nicht bereits über ausreichend ähnliches Wissen über den Referenten verfügen (vgl. Auer 2013: 113; Felder 2022c: 555), sondern sie wird auch durch eine konventionelle Bedeutung überschrieben, die wiederum von den regelmäßigen Gebrauchskontexten des Kompositums abhängt (vgl. Feilke 1994a:



235); und diese hängen wiederum von vorherrschenden Wissensbeständen über und Perspektiven auf den jeweiligen Referenten ab. Da für diese Lexikalisierung der Bedeutung des Kompositums vor allem dessen Häufigkeit ausschlaggebend ist (vgl. Libben 2006: 6), wird die Hoffnung, mit dem Etablieren eines Kompositums in den Diskurs auch die eigene Sichtweise zu etablieren, zum absurden Unterfangen. Denn gerade die angestrebte Etablierung, i. e. die häufige Verwendung eines Kompositums führt zur konventionellen Überschreibung seiner vermeintlichen kompositionellen Bedeutung. Sprich: Je häufiger ein Kompositum gebraucht wird, desto stärker hängt seine Bedeutung von den vorherrschenden Konventionen der jeweiligen Sprachgemeinschaft ab.

Für eine sprachwissenschaftliche Methodologie folgt daraus ferner, dass die isolierte Betrachtung und Zerlegung eines komplexen Wortes oder auch eines Phrasems keinen ausreichenden Aufschluss über dessen Bedeutung, geschweige denn dessen pragmatische und diskursive Potenziale liefern kann (vgl. hierzu auch schon Mauthner und Wittgenstein in 2.1.2). Wenn die Bedeutung einer Konstruktion konventionalisiert ist und diese Konventionalisierung im Sprachgebrauch geschieht, so muss ebendieser Gebrauch der Konstruktion nachvollzogen werden, um ihrer konventionalisierten Bedeutung habhaft zu werden (s. Teil III).

Insgesamt scheint der Streit um einzelne Wörter nach den Ausführungen in diesem ersten Kapitel als ein Kampf gegen Windmühlen – bzw. es erscheint insbesondere der Versuch, den öffentlichen Diskurs durch Tilgung respektive vor allem durch die Etablierung bestimmter Wörter im eigenen Sinne zu beeinflussen, als eine Art Sisyphusarbeit, insofern zwar einzelne Wörter sprachoberflächlich durchgesetzt werden können, damit jedoch nicht automatisch das zum gegebenen Zeitpunkt mit dem jeweiligen Wort verknüpfte Konzept durchgesetzt werden kann. Dies wirft die Frage auf, wodurch derartige Wortstreite und Sprachnormierungskonflikte motiviert sind und welche individuellen sowie sozialen Zwecke sie (abseits solcher unerfüllter Sorgen und Hoffnung auf diskursive Manipulation) sie durchaus erfüllen. Mit dieser Frage beschäftigt sich das folgende Kapitel 3.